

Monatshefte für deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

A Journal Devoted to the Teaching of German in the
Schools and Colleges of America

VOLUME XX

NOVEMBER 1928

NUMBER 7

Robert Wild

(12. November 1875 — 9. Oktober 1928)

Ein Gedenkblatt.

„Und der Tod, der grimme Schütze, hehlings, ohne Köcherklirren, tritt er an!“ In der Fülle des Daseins, auf der Höhe der Kraft ist Robert Wild dahingeschieden. Ein Schlagfluß, der ihn am Abend des 7. Oktober traf, hat zwei Tage später ein ungewöhnlich reiches Menschenleben hinweggerafft.

Robert Wilds Leben gehörte seinem Heimatstaate Wisconsin. Hier wurde er als Sohn badischer Einwanderer geboren, hier genoß er seine Ausbildung, übte er seine Berufstätigkeit aus. Er besuchte die alte Milwaukee High School, erwarb sich auf der Staatsuniversität eine gediegene Bildung in den alten Sprachen und der Geschichte, machte dann noch die Rechtsschule durch und begann 1899 seinen Beruf als Anwalt. Daneben fesselte ihn nach wie vor die Beschäftigung mit der Geschichte, in der er ebenso eindringende wie ausgebreitete Kenntnisse besaß. Für Erziehungs- und Bildungsfragen wahrte er sich stets einen aufgeschlossenen Sinn. In mannigfachster Weise setzte er sich für Fortschritt und Verbesserung des Schulwesens seiner Vaterstadt Milwaukee ein. Dem Nationalen Lehrerseminar gehörte er seit 1911 als Schriftwart des Verwaltungsrates an und betreute die Anstalt als Rechtsbeirat auch in der drangvoll schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeit. Seit zwei Jahren gehörte er zu der Behörde der Universitätsverweser. Der Anwaltskammer Milwaukees stand er zeitweilig als Leiter vor; außerdem war er lange Zeit zweiter Vorsitzender der staatlichen Prüfungsbehörde für Rechtsanwälte.

Trotz solch umfassender Tätigkeit und trotz seiner ausgesprochenen kernhaften Kämpfernatur floß sein Leben äußerlich nicht sonderlich bewegt dahin. Die männliche Ruhe des Gemüts und des in sich gefestigten Charakters ließ er sich auch in den Drangsalen der bösen Jahre nicht rauben, als er seinem festen Glauben an deutsches Wesen die Treue zu halten hatte. Heute wissen auch seine Gegner von gestern nicht genug zu rühmen, in welch vorbildlicher Weise Robert Wild amerikanisches Staatsbürgertum mit der Liebe zum Lande seiner Väter zu vereinen vermochte.

In seinem Tusculum, wie er seinen Landsitz weit draußen vor dem Weichbild Milwaukee nannte, seiner Villa Wildeck, hatte er sich im Laufe der Jahre mit Geschick, Scharfsinn und Geschmack sondergleichen eine geschichtliche Bibliothek gesammelt, auf die er mit Recht stolz sein durfte, eine der bedeutsamen Eigenbüchereien in diesem Teile des Landes. Ihr gehörten seine Mußstunden, hier wollte er dereinst an seinem Lebensabend in stiller Abgeschiedenheit mit den Geistern der Vergangenheit Zwiesprach halten. Unvergessliche Stunden verbrachten hier die mit ihm, die seine Gastfreundschaft genossen.

Daß ein Mann mit seinen Neigungen sich an den Arbeiten der *State Historical Society* tätig beteiligte, braucht nur nebenbei erwähnt zu werden. Es ist zu bedauern, daß sein anstrengender Beruf als Anwalt ihm nicht mehr Zeit ließ, sich auch schriftstellerisch zu betätigen. Wäre er Lehrer an einer Universität geworden, so würde man heute unter den Geschichtsforschern des Landes seinen Namen mit besonderer Auszeichnung nennen. Ein freundliches Geschick, das ihn unendlich glücklich machte, gestattete ihm im Sommer und Herbst 1927 seinen ersten und nun leider einzigen Aufenthalt in der deutschen Heimat seiner Vorfahren. Für ihn, den tüchtigen Kenner der Vergangenheit, war jeder Schritt hier ein freudiges Erlebnis, und eine Befriedigung seltenster Art gewährte ihm die Einladung mehrerer deutscher Universitäten zu einer Gastvorlesung, so in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Tübingen. Er wählte dazu eine Arbeit über Gustav Körner, Franz Lieber und Karl Schurz, mit denen er mittel- und unmittelbar persönliche Beziehungen hatte. Namentlich war er ein aufrichtiger Verehrer von Schurz. Noch wenige Tage vor seinem Tode befaßte er sich mit den Vorarbeiten zur Vermehrung des Fonds der Karl Schurz-Gedächtnisstiftung, die es ermöglichen sollte, auf den Lehrstuhl der nach ihm benannten Gastprofessur an der Staatuniversität jedes Jahr — anstatt wie bisher nur alle zwei Jahre — einen deutschen Gelehrten zu berufen, um auf diese Weise die Bande mit dem geistigen Deutschland noch fester zu knüpfen. Dies bleibt nun sein letztes Vermächtnis an die Amerikaner deutscher Herkunft im Staate Wisconsin, — hoffen wir, daß sich der schöne Plan verwirklicht, Karl Schurz und Robert Wild zu Ehren!

Auch als Universitätsverweser trug sich der Verstorbene mit weitschauenden Plänen, und sein Tod reißt eine Lücke, die sobald nichts füllen kann. Das Schönste über ihn hat der Präsident der Universität, Dr. Glenn Frank, gesagt, und ich kann nicht umhin, es wörtlich anzuführen: „Ich kannte ihn weniger als zwei Jahre, und doch ist mir heute, als hätte ich einen Bruder verloren; so zwingend war die Wärme seiner Persönlichkeit und sein aufrechter Charakter. Seine gediegene Bildung, seine unverbrüchliche Treue im Dienste für das Gemeinwohl, die kraftvolle Männlichkeit seines Wesens bereicherte und verklärte eine fast frauenhafte Feinfühligkeit, Einsicht und Tiefblick. . .

In der kurzen Zeit, da er der Verweserbehörde angehörte, wurde er auf alle Zeiten zum Vorbild für alle, die in solche Körperschaften berufen werden. Er diente der Universität mit einer Treue, die nie die geringsten persönlichen oder politischen Rücksichten trübten, die auch nur mittelbar das Wohl der Universität und ihre Pflicht dem Staate gegenüber verletzen könnten. Ich habe aber dabei noch das tiefe Gefühl eines persönlichen Verlustes. Wenigen, denen man im Leben begegnet, eignet so sehr die Anlage zur Freundschaft, in der Robert Wild einzig dastand. Der Staat hat einen hervorragenden Diener verloren. Mir ist ein lieber Freund genommen.“ Uns allen, die ihn kannten, sind diese Worte aus dem Herzen gesprochen. Robert Wilds sterbliche Hülle ist Staub. Eine Seele wie die seine muß weiterleben. Und unser schönster Trost bei dem herben Verluste, der uns zu tiefst getroffen hat, muß jener herrliche Nachruf des Dichters auf den Freund sein: „Denn er war unser! Mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen!“

Edwin Roedder.

Sprachgeschichte und Sprachunterricht

Von EDUARD PROKOSCH, *New York University*

1. Der Ursprung der germanischen Sprachen

Als sich vor mehr als hundert Jahren die Erkenntnis der indogermanischen Sprachgemeinschaft Bahn brach, lag es in der Natur der Sache, daß man anfänglich ihren Ursitz in Indien suchte. Das altertümliche Gepräge des Sanskrit hatte Friedrich Schlegel¹ und andere dazu geführt, dies als Muttersprache des Persischen, Griechischen, Lateinischen, Slavischen, Germanischen anzusehen, und es lag nahe, das Heim der Muttersprache auch für das Heim der Tochtersprachen zu halten. Der Irrtum wurde aufgegeben, als man fand, daß die Inder selbst erst um 1500 v. Ch., vom Nordwesten her einwandernd, den Indus erreicht hatten, aber an der asiatischen Urheimat hielt die Sprachwissenschaft doch noch lange fest. Obwohl Latham² schon 1851 für eine europäische Urheimat eingetreten war, leitete August Schleicher³ nach 1871 alle indogermanischen Sprachen in Wanderungswellen von dem mittleren Hochasien her, und Johannes Schmidt⁴ erklärte sich noch 1890 für Vorderasien. Aber inzwischen hatte man zahlreiche Belege für die europäische Herkunft der Indogermanen gefunden; bald nach der Jahrhundertwende begann sich das Schwergewicht der wissenschaftlichen Meinung im großen und ganzen der Annahme einer nordeuropäischen Heimat, rings um die südliche Ostsee, im „baltischen Becken“, zuzuneigen. Doch fehlt es nicht an

¹*Sprache und Weisheit der Inder*, 1808.

²Tacitus' *Germania*, Einleitung.

³*Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*.

⁴*Die Urheimat der Indogermanen und das europäische Zahlensystem*.

abweichenden Ansichten. Bedeutende Forscher haben gute Gründe für Südrußland⁵, die Kirgisensteppe⁶, Turkestan⁷ beigebracht.

Alle neueren Forscher in der Frage mögen mit ihren scheinbar widersprechenden Auffassungen mehr oder minder Recht haben. Dies muß vor allem festgehalten werden: In keinem Sinne des Wortes ist die Indogermanenfrage eine Rassenfrage. Die Zusammengehörigkeit der indogermanischen *Sprachen* ist eine feste Tatsache. Aber eine indogermanische (oder arische) *Rasse* hat es nie gegeben. Vielmehr werden heute und wurden von jeher die indogermanischen Sprachen von Völkern der verschiedensten Rassenmischungen gesprochen, deren Hauptbestandteile von Spanien bis Indien stark von einander abweichen. Die sprachliche Übereinstimmung hat sich entwickelt in einem breiten Wandergebiet, das sich „vom 35. Grad n. Br. an südost-nordwestlich gegen den Polarkreis hinzieht, von der Abdachung zum persischen Meerbusen bis zur Ostsee“⁸ oder auch „auf einem langgestreckten Landstreifen, welcher von Frankreich durch ganz Europa und die Kirgisensteppe bis nach Iran reicht“⁹. In diesem Gürtel, der vorwiegend die ebneren Landstriche von Nord- und Osteuropa und Vorderasien umfaßt, schoben sich seit der letzten Eiszeit, also seit etwa fünfzehntausend Jahren, Völkerzüge von West nach Ost wie von Ost nach West, und in diesen in einander greifenden Ausbreitungen kam es zu tiefgehenden kulturellen und sprachlichen Ausgleichen. Zwar werden schwerlich zu irgend einer Zeit die westlichsten und die östlichsten „Indogermanen“ einander verstanden haben; aber ein wesentlicher Teil des Wortschatzes, des Lautstandes und der Formbildung wurde doch in alle Sprachen dieses Wandergebietes aufgenommen, sodaß sich eine Art *lingua franca* bildete, ein allen gemeinsamer sprachlicher Grundstock, und dieser ist es, den wir als „indogermanisch“ oder „indoeuropäisch“ bezeichnen. Beträchtliche Teile davon finden wir freilich auch in den ugro-finnischen, kaukasischen und semitischen Sprachen, aber mit vollem Recht kann doch nur von einer indogermanischen Sprach-einheit die Rede sein.

An den Rändern dieses Ausbreitungsgebietes entstanden allmählich Volksgruppen und Staatengebilde mit ziemlich einheitlichen Sprachformen. Zuerst, schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, schlossen sich die „Arier“ im richtigen Wortsinn, d. h., die Indo-Iranier, zusammen und entwickelten in Iran und östlich vom Indus Einheitssprachen, die zuerst zu religiösen Zwecken schriftlich niedergelegt wurden — in den Veden in Indien, im zarathustrischen Awesta in Iran. In beträchtlicher

⁵Schrader, *Sprachvergleichung und Urgeschichte*, 3. Aufl., 1907.

⁶Bremer, *Ethnographie der germanischen Stämme*, 1900.

⁷Feist, *Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen*, 1913; enthält einen vorzüglichen Überblick über die ganze Frage; auch Karsten, *Die Germanen* (1928) und Hankins, *Race and Civilization* (1928) geben gute Zusammenfassungen.

⁸*Der Ursprung und das Werden der Völker geographisch betrachtet*. Ber. d. kgl. sächs. Ges. d. Wissensch., Phil.-hist. Klasse, 1888.

⁹Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache*, 1896.

Mischung mit dem Finnischen bildeten sich im heutigen Rußland und Polen eine Vielheit slavischer Sprachen, die alle klar erkennbare finnische Züge zeigen. Irgendwo im südlichen Mitteleuropa, am ehesten wohl im heutigen Böhmen, Mähren und Westungarn, standen zwei andere werdende Sprachkreise in Berührung mit einander: ein östlicher, dessen Träger allmählich sich nach Südosten ausbreiteten, den Balkan überschritten und die von Anfang an in viele Mundarten geteilte griechische Gruppe entwickelten; und ein westlicher, von dem ein Teil am Nordrand der Adria vorbei in die Appenninen-Halbinsel vordrang, während der andere Süd- und Westdeutschland auffüllte, westlich vom Rhein mit baskischen Elementen durchsetzt wurde und endlich auch auf die britischen Inseln übergrieff. Jenes waren die Italer, darunter die späteren Römer, dieses die Kelten, deren Gebiet von der Elbe bis ans atlantische Meer, von den Alpen bis in die schottischen Berge reichte.

Das Volk der Mitte aber, die Germanen, wenn auch ursprünglich das Ergebnis von Völkerkreuzungen, wie die Indogermanen alle, blieb länger als die genannten Völker auf seinem Entstehungsboden: zwischen Elbe und Oder, auf den dänischen Inseln, in Südschweden. So hatte seine Sprache, mag sie auch gemischten Ursprungs sein, mehr Zeit, sich einheitlich zu gestalten, ohne ferneren Zuflüssen ausgesetzt zu sein. Damit steht im Einklang, daß die allen indogermanischen Sprachen gemeinsamen Züge im Germanischen mit besonderer Bestimmtheit hervortreten und mehr als sonstwo das Hauptgerüst der Sprache bilden (zB. der Ablaut als Hauptmittel der Zeitenbildung). Fremde Elemente, mögen sie auch letzten Grundes vorhanden sein, sind „Gemeingermanischen“ so vollständig angeglichen, daß sie nicht mehr erkennbar sind. Andererseits hat ganz augenfällig das Indische vieles von den Eingebornensprachen Indiens angenommen, im Wortschatz wie im Bau; im Griechischen und Italischen steckt vieles, was offenbar fremdartig ist und auf Ureinwohner, wie Pelasger und Etrusker zurückgehen muß; das Keltische lehnt sich ans Baskische, das Slavische ans Finnische an. Zwar hat man auch im Germanischen nach solchen fremden Zügen geforscht (Meillet, Feist, Karsten), hat aber damit vorläufig so wenig erreicht, daß einstweilen noch das Germanische als die einheitlichste indogermanische Sprache angesehen werden muß (mag man das nun als Vorteil oder Nachteil oder, rein sachlich, als an und für sich gleichgiltig auffassen).

Doch ist diese Einheitlichkeit nicht Bewegungslosigkeit der Sprache. In den letzten sechs oder acht Jahrhunderten des Altertums vollzieht sich ein mächtiger Umschwung in der Sprache dieser Volksgruppe, die trotz ihrer Entstehung aus vielfacher Kreuzung (Dixon, *Racial History of Mankind*, spricht vom „Nordic Blend“ statt der „Nordic Race“) durch ausgleichende Lebensweise einen hohen Grad nicht nur von sprachlicher sondern auch von ethnischer Einheitlichkeit entwickelt hatte — wie es uns das Zeugnis römischer und griechischer Schriftsteller versichert. In

der Betonung, in den Konsonanten, den Vokalen, der Deklination und Konjugation gehen Änderungen vor von größerem Umfang und durchgreifenderer Wirkung, als sie uns in irgend einer anderen Sprachgruppe binnen einer ähnlichen Zeitspanne bekannt sind. Man übertreibt nur wenig, wenn man behauptet, daß fast alle Laute sich ändern, und daß sich gänzlich neue Flexionstypen bilden; Anfangsbetonung, Konsonantenverschiebung, Vokalverschiebung, Umlaut, starke und schwache Deklination und Konjugation sind nur ein Teil dieser Neuerungen. Letzten Grundes laufen sie alle darauf hinaus, daß sich in der Sprache ein starker Trieb geltend macht, das Wesentlichste im Wort oder Satz hervorzuheben (zB. die Stammsilbe) und Gegensätze, die andere Sprachen zu mildern geneigt sind, noch zu steigern. Das „Gemeingermanische“, das so entsteht, hebt sich von allen anderen indogermanischen Sprachen, zumal den östlichen, aufs schärfste ab.

Man hat an allerlei Gründe für diese Spracherschütterung gedacht — an Gründe klimatischer, ökonomischer, geographischer, ethnologischer Art. So verweist man auf Wirkungen des Lebens im Gebirge, auf der See, und in letzter Zeit namentlich auf die vermeintliche Wirkung der Vermischung mit den Sprachen der Urbevölkerung im neubesiedelten Nordeuropa — das „linguistische Substrat“. Nun wurde zwar schon oben zugegeben, daß das Indogermanische selbst in seinen verschiedenen Abstufungen eine Mischsprache zu nennen ist, und in diesem Sinne ist das „Substrat“ freilich einzuräumen. Aber die germanische Volks- und Spracheinheit hatte schon viele Jahrhunderte vor Christus wesentlich unverändert bestanden, ehe der große Sprachumschwung eintrat; ja ein großer Teil der Neuerungen vollzieht sich erst in geschichtlicher Zeit, gewissermaßen vor unseren Augen, als das Substrat längst vollkommen im Volks- und Sprachganzen aufgegangen war. Zudem würden alle Gründe der angegebenen Art mehr oder weniger für fast jedes indogermanische Volk gelten. Warum hätten sie dann gerade im Falle der Germanen so tief wirken sollen, während sie in den anderen Sprachen keine oder geringe Spuren hinterließen?

Eine einzig dastehende Erscheinung, wie es die germanische Laut- und Formverschiebung ist, muß auch auf einzig dastehende Ursachen zurückgeführt werden. Mit andern Worten, der Grund muß in Vorgängen liegen, die sich nur in der germanischen Geschichte, aber nicht auch in der der übrigen indogermanischen Völker ereigneten. Ein solcher Vorgang nun ist zweifellos der gewaltige Volkssturm, den wir in seinen letzten Auswirkungen als „Völkerwanderung“ bezeichnen; der Zug des Galliers Sigurvesus, die dorische Wanderung, die arische Ausbreitung sind im Vergleich dazu friedliche Episoden geringfügiger Art. Man halte sich dies vor Augen: Ein Volk, das schon nach Millionen gezählt haben muß, wohne auf einem für seine Bedürfnisse viel zu kleinem und armen Landstrich. Im Norden reichen die Gletscher bis tief nach

Schweden herein, im Osten hemmen Sümpfe, im Süden Gebirge die Ausdehnung, und im Westen ist die keltische Bevölkerung ungefähr so dicht wie die germanische selbst, wenn nicht dichter. Aber die Volkszahl wächst immer mehr und mehr und *muß* Raum gewinnen. Die Durchbrüche, zu denen es endlich kommt, sind nicht Nomadenzüge ohne Ziel und Plan. Es müssen Menschenalter von Wägen und Planen und Rüsten vergangen sein, ehe es zu Zügen kommen konnte wie der der Kimbern ins Römerreich, wie die gotische Reichsgründung am Schwarzen Meer, oder gar die „Völkerwanderung“ im engeren Sinne, die fast das ganze Germanentum von der Scholle losriß. Nicht nur die, welche wirklich auszogen, traten in ein neues Leben ein; die Gährung mußte das ganze Volk erfassen, jeden Landstrich der Heimat durchsetzen. Da die kimbrische Wanderung noch keineswegs der erste Vorstoß war, hat die ganze Bewegung nicht sehr viel weniger als ein Jahrtausend gedauert, bis die alte Heimat, zwischen Elbe und Oder aufgegeben war. Der Geschichte ist keine Volksbewegung von ähnlicher Größe und Dauer bekannt. In dieser Zeit der höchsten Anspannung der Volkskraft müssen die Grundlagen alles Denkens und Fühlens über das gewöhnliche Maß hinausgewachsen sein. Noch in viel späteren Jahrhunderten zittert dieses Erdbeben in der Edda, im Nibelungenlied, in der Gotensage nach.

Alle menschlichen Seelenäußerungen sind Glieder einer Kette. Alle geschichtlichen Vorgänge in einem gewissen Volk und zu einer gewissen Zeit tragen dasselbe Gepräge: seine Kunst, seine Religion, sein Recht, sein Staatswesen, und vor allem seine Sprache. Alle anderen Erscheinungen des Volkslebens sind im letzten Grund das Werk einzelner, die sich über den Durchschnitt erheben; die Sprache aber, und nur die Sprache, ist der Ausdruck des Volksgeistes als eines Ganzen — in gewissem Sinne mag man sagen: der einzige *demokratische* Ausdruck. Wie sollte es dann anders möglich sein, als daß auch die germanische Sprache über das alte Maß hinauswuchs und in ihrem Werden die Erschütterungen der Zeit erkennen läßt?

So sind die germanischen Sprachänderungen das Ergebnis einer aufgewühlten Zeit. Aber sie betrafen nicht alle Volksteile im gleichen Maße. Vielmehr hat sich durch die Wanderungen nicht nur das Volk, sondern auch die Sprache in viele Teile zersplittert: aus dem „Gemeingermanischen“ erstanden die germanischen Einzelsprachen. Denn wo die Wanderung oder Ausbreitung früher vor sich ging und verhältnismäßig bald zu neuer Heimgründung führte, war die Wirkung der Sprachgährung eine kürzere und geringere, als wo die Unrast viele Jahrhunderte dauerte. Die nordischen Sprachen stellen darum die älteste Schicht dar: wie die nordischen Völker zuerst zur Ruhe kamen, haben in ihnen auch jene Sprachänderungen von der Art der Lautverschiebung am frühesten aufgehört. Die Oberdeutschen ließen sich erst Jahrhunderte später in ihren heutigen Sitzen nieder, und so zeigt auch ihre Sprache eine längere Reihe von Lautentwicklungen, eine „zweite Lautverschiebung“.

In diesem Sinn, als Ausdruck der Volksgeschichte, sollen diese Blätter das äußere und innere Werden der deutschen Sprache verfolgen, ihren Laut- und Formenstand mit dem englischen und die Ergebnisse dem Sprachunterricht dienstbar zu machen versuchen.

Zeitwandel im Spiegel der deutschen Literaturgeschichte

Von DR. K. REINHARDT,
Ass't Professor of Germanic Languages, University of Oregon

Das Wort von der „Krisis der Wissenschaft“ ist in Deutschland seit der Veröffentlichung der grundlegenden Arbeiten von Dilthey, Trölsch, Max Weber, Gundolf, Kahler und anderen bis zum Überdruß wiederholt worden, ohne daß immer erkannt wurde, worum es sich im tieferen Sinne eigentlich handelte. Steht doch im Hintergrund dieser genannten Werke tatsächlich eine Wende und ein Wandel der Gesinnung und der Anschauung, von einschneidender Bedeutung für die gesamte Struktur der Geisteswissenschaften. Versucht man, diesen Wandel auf die kürzeste und verständlichste Formel zu bringen, so läßt sich sagen: es handelt sich zunächst einmal um die Abkehr von einem Wissenschaftsbetrieb als Selbstzweck und um seine versuchte Einordnung als dienendes Glied innerhalb einer Hierarchie der Werte, sodann um die Preisgabe der Prätension einer absolut „voraussetzungslosen Wissenschaft“, ein Anspruch, der sich durch jede praktische wissenschaftliche Betätigung Lügen gestraft sah.

Auf knappem Raum soll hier versucht werden, diese Entwicklungen an einem Seitentrieb der Geisteswissenschaften, auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, zu verfolgen und die Ergebnisse aufzuzeigen.

Am Anfang der neu zu gewinnenden Einstellung stand die Frage nach dem „Warum“. Warum treiben wir Geschichte, in unserem Falle Literaturgeschichte? Warum sammeln wir Daten der Vergangenheit und reihen sie aneinander? Solche Fragen waren bereits ein Zeichen der heranreifenden Umkehr. Freilich: die Romantik hatte ganz ähnlich zu fragen begonnen, aber nach einigen genialen Leistungen waren die Antriebe im Historismus erstickt, und die Unsumme geschichtlichen Materials hatte Ausblick und Überblick verwehrt. Es war ein Anzeichen für das Wiedererwachen der geschichtlichen und menschlichen Unbefangenheit, daß man etwa seit Diltheys geistesgeschichtlichen Untersuchungen sich wieder über den Stoff erhob und die Frage nach dem Sinn der Historie, nach dem Wie und Warum ideengeschichtlicher Bezüge aufrollte.

Unterstützt und erleichtert wurde diese Umstellung durch die gleichzeitigen Vorgänge im Bereich der allgemeinen Geistesgeschichte, insbesondere in der Philosophie. Seit Bolzano, Meinong und vor allem

Husserl vollzog sich eine zunehmende Abkehr vom subjektivistischen und von der Wirklichkeit gelösten Denken und eine Hinwendung zu der Dingwelt, die unerwartet neue Beziehungen und Ausblicke auf den Seinsbereich eröffnete. In der sogenannten „Wesensschau“, der Phänomenologie (Husserl, Scheler, Pfänder, Geiger), trat das erkennende Bewußtsein wieder in unmittelbare Beziehung zu dem Phänomen, um es in seiner Wesenheit zu begreifen. Husserl und seine Schule hat denn auch die veränderte geistige Haltung in den Wissenschaften mehr indirekt als unmittelbar angeregt und gefördert. Es schien nun mit einem Male wieder möglich geworden, sich dem erdrückenden geschichtlichen und philologischen Gewicht von Daten und Fakten gegenüber die Unbefangenheit des Denkens und Urteilens zu behaupten und sich in einer beglückenden neuen Aufgeschlossenheit den vielfältigen Erscheinungen selbst hinzugeben. Wir möchten das nennen: die Rückkehr der Wissenschaft zum Leben. Denn allzulange hatte sie sich eingesponnen in lebensfremde Begriffsnetze und hatte im Eifer des Sammelns und Registrierens ihren Anfang und ihr Ende, ihr Ziel und ihre Bestimmung gesehen.

Die Antworten nun auf die Frage nach dem Sinn der Wissenschaft und der Geschichte lauteten verschieden. Hier sprach man mit Friedrich Schlegel von dem Historiker als dem „rückwärts gewandten Propheten“, man wollte also Wissenschaft und Geschichte nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Erkenntnis und der Gestaltung eines künftig Aufgegebenen willen treiben. So etwa ließe sich die Grundeinstellung umreißen, von der aus Worringer sich um die Wiederentdeckung und Deutung der mittelalterlichen Kunst- und Geistesgeschichte bemühte. Anderen wieder kam es darauf an, die hergebrachte Art und Methode der Künstlergeschichte zu ersetzen und zu vervollkommen durch Erkenntnisse über immanente formale und materiale Gesetzmäßigkeiten der Kunst- und Stilgeschichte. Auch hier ist das Bemühen deutlich spürbar, die Unbefangenheit zurückzugewinnen, die Souveränität gegenüber der geschichtlichen Überlieferung von neuem zu erobern. In dieser Richtung hat am genialsten Wölfflin („Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“) und in seinen Spuren auf dem literaturgeschichtlichen Gebiet Fritz Strich in seinem Werk „Klassik und Romantik“ gearbeitet.

Andere haben versucht, die geistigen und ideengeschichtlichen Grundlagen für die gegenwärtige Situation aufzudecken und so zu allgemein weltanschaulichen Erkenntnissen vorzustoßen. So die schon genannten Dilthey und Troeltsch, dann auch Driesch, Scheler, P. L. Landsberg, Hugo Ball, Erich Przywara u. a. — Endlich stellt eine weitere Gruppe in den Mittelpunkt ihrer Forschungen das Erlebnis der gestalthaften Wirklichkeit, wie es sich offenbart in der großen Persönlichkeit und in dem Kosmos ihres Werkes. In solcher Art arbeitet der „Kreis der Blätter für die Kunst“ mit seinem aus Griechen- und Christentum gewachsenen

Ethos: Stefan George und seine Schule, Gundolf, Bertram, Wolters, Hildebrandt, Vallentin u. a.

Wie stellen wir uns nun kritisch zu den genannten Versuchen ein, soweit sie das Gebiet der Literaturgeschichte angehen? Halten wir zunächst noch einmal fest, was all diesen Bemühungen gemeinsam ist: es ist der Wille zu einer Zusammenschau und Überschau großen Stils, sodann der Wille zur Einordnung der Geisteswissenschaften in die Skala der Erkenntnis- und Lebenswerte. Literatur nicht als Selbstzweck, sondern zur Aufweitung, Vertiefung und Bereicherung der Lebensbezüge und zur Aufhellung wesentlicher und geistig bestimmender Erkenntniszusammenhänge. Das ist das Gemeinsame.

Die Verschiedenheit aber liegt in der persönlichen Anschauungs- und Denkwelt des Bearbeiters, in den weltanschaulichen Voraussetzungen und infolgedessen in der Mannigfaltigkeit kausaler und finaler Zuordnungen. Dazu ist zu sagen, daß eine solche Methodik nur Aussicht hat, zu Ergebnissen zu führen, die nicht ganz auf der Ebene schwankender Subjektivität liegen, wenn der Bearbeiter über ein umfassendes und gründliches Sachwissen verfügt, wenn er also durch einen ebenbürtigen Forscherfleiß und ein unbestechliches Gewissen der „alten Schule“ die ihr gebührende Reverenz erwiesen hat. Eine hingebungsvolle und entsagungsvolle Sachforschung muß jeweils diesen Versuchen geistesgeschichtlicher Synthese vorausgegangen sein. Die Nichterfüllung dieser Voraussetzung beklagen wir, um nur ein markantes Beispiel anzuführen, bei einem im übrigen genial konzipierten Werk wie Spenglers „Untergang des Abendlandes“. Statt wissenschaftlicher Zuverlässigkeit finden wir eine Rhapsodie der Weltweisheit. Das ist die große Gefahr dieser Wende in den Methoden der Literatur- und Geistesgeschichte, die neben säkular zu nennenden Standardwerken eine Flut von oberflächlichen Machwerken literarischer Freibeuter gezeitigt hat. War es ehemals notwendig, sich durch wissenschaftliche Akribie zu legitimieren, so ist es heute schon fast Mode geworden, sich auf die „Wesensschau“ zu berufen. Diesem Unfug muß eine verantwortungsbewußte Kritik mit aller Schärfe entgegenreten.

Eine zweite, schon angedeutete, Gefahr liegt in der betonten Subjektivität der Darstellung. Wer gibt Gewähr, daß das Bild, das mir der Bearbeiter von einer Epoche oder von einer Persönlichkeit entwirft, der Wirklichkeit entspricht, wenn mir nicht die Möglichkeit der literaturgeschichtlichen Kontrolle gegeben ist. Denn mit bloßer Begriffs- und Ideendichtung in wissenschaftlichem Aufputz wäre der Literaturgeschichte ein schlechter Dienst erwiesen.

Wie kann diesen Gefahren begegnet werden? Exemplifizieren wir zunächst einmal an praktischen Beispielen: Gundolfs „Goethe“, „Shakespeare und der deutsche Geist“, „George“, „Caesar“, „Kleist“ und „Paracelsus“ sind Werke von einer zwar überstarken Subjektivität in Stil und Anschauung, aber diese Subjektivität ist gezügelt von einem kraftvollen

Ethos und ernstem Verantwortungsgefühl. Hinzu kommt ein souverän beherrschtes Sachwissen, das dem Autor jederzeit zu Gebote steht. Mag hier und da eine Linie verzeichnet erscheinen, so fällt das nicht allzu stark ins Gewicht, wenn man weiß, daß da ein zuverlässiger Führer ist, dem man sich anvertrauen darf. Anders steht es um die kleinen Nachbeter und Nachtreter. Hier kann zur Vorsicht nicht genug gemahnt werden. Von Verantwortungsgefühl ist da oft keine Spur, und das weite Land der Geistesgeschichte wird unter solcher Führung zu einem Irrgarten, aus dem kein Ausweg mehr zu finden ist.

Daraus ergibt sich nun aber die Folgerung: Waren die alten Methoden mit Mängeln behaftet wegen ihres oft kleinlichen Haftens an Unwesentlichem, wegen der Beschränkung des Blickfeldes auf Teilansichten, wegen eines zuweilen unfruchtbaren philologischen Spezialistentums, so sind doch auch die neuen Methoden voller Gefahren durch die mit ihnen gesetzte Subjektivität von Anschauung und Darstellung. Diese Gefahren sind dort weniger spürbar, wo die Darstellung getragen wird von einer genialen Persönlichkeit, die ohne Vergewaltigung der geschichtlichen Tatsachen dem Gegenstand doch ein eigenwilliges und oftmals hinreißendes Antlitz verleiht. Mit einer solchen Feststellung ist aber die neue Einstellung als Methode bereits angezweifelt und in Frage gestellt.

Wo aber biete sich eine bessere Lösung? Wie kommen wir aus der Krise heraus? Darauf ist zu sagen: Beide Haltungen, die wir gekennzeichnet haben, sind Einseitigkeiten und mit schweren Mängeln behaftet. Beide enthalten aber auch die charakteristische Stärke jeder Einseitigkeit. Es muß also wohl versucht werden, aus dem positiven Gehalt beider Einstellungen einen Ausgleich und eine Synthese zu schaffen. Und eine solche Synthese scheint mir gar nicht zu liegen in einem noch nie Dagewesenen, sondern sie ist gegeben in allen wirklich großen geistesgeschichtlichen Leistungen der Vergangenheit, die nicht angekränkt sind von der Stubengelehrsamkeit lebensfremder Bildungsphilister. Die großen Schriftsteller der Vergangenheit, die es wirklich waren, haben beides in wundervoller Weise miteinander verbunden: wissenschaftliche Exaktheit und Zucht und intuitive Kraft der Anschauung und des Erlebens: ein Augustinus, ein Descartes, ein Pascal, ein Leibniz und viele andere.

Wenn unsere Literaturgeschichte erst wieder die angestrebte Verbundenheit mit Mensch, Welt, Leben wirklich innerlich errungen hat, dann wird für sie ein neuer und doch uralter Begriff von Wissen und Wissenschaft wieder aufwachen, und dann werden solche Bücher geschrieben werden, die eine methodologische Diskussion überflüssig machen.

Die Dichtung in der Schule

Von ERNST FEISE, Johns Hopkins University

Martin Havensteins Buch, „Die Dichtung in der Schule“,* ursprünglich für deutsche Verhältnisse geschrieben und zu den neueren Strömungen der deutschen Literaturpädagogik Stellung nehmend, dürfte anregend und befruchtend auf Fragestellungen betreffs deutscher Literaturlehre in unserm eigenen Betriebe wirken, zumal Havenstein nicht einseitig auf eine Richtung eingeschworen, sondern zu Kompromissen geneigt ist, solange die Hauptforderung erfüllt wird, das Verständnis des Kunstwerkes so weit zu fördern, daß es dem Schüler zum Erlebnis werden kann.

Die beiden Hauptpunkte seiner Ausführungen sind: Auswahl der Dichtungen und Lehrmethode. In der Auswahl handelt es sich in erster Linie um die richtige Einstellung zur Entwicklungsstufe des Schülers, und er prägt den psychologisch durchaus einleuchtenden Satz, daß die am weitesten zurückliegenden Literaturperioden die kindlichsten, die jüngsten die unkindlichsten sind. Außerdem warnt er vor einem Zuviel und beschränkt das Blickfeld auf heute noch wirksame und lebendige Werke. Unter diesen verdienen die größten und bedeutendsten natürlich unsere Aufmerksamkeit in erster Linie, während solche, die in der Entwicklung auf sie hinleiten, den Blättern vergleichbar sind, „die die Knospe verhüllen, ehe sie sich auseinanderfaltet, die aber verschwinden, wenn die Blüte hervorbricht.“

Die Lehrmethode ist nach seiner Meinung die wirksamste, welche zum tiefsten Erlebnis der Dichtung selbst führt. Dabei stört nicht, wie zuweilen betont wird, Reflexion und Gedankenarbeit, im Gegenteil, je gehaltvoller eine Dichtung ist, desto länger ist der Prozeß der gedanklichen Aneignung. Störend wirkt indessen eine falsche Form, ein zu hohes Maß und ein der Jugend nicht gemäßer Inhalt der Auslegung.

Die richtige Form kann nur der Lehrer treffen, der das Kunstwerk selbst innerlich erlebt und mit der Wärme seines eigenen Herzens nachschafft. Ein nicht gemäßer Inhalt der Auslegung wird bei Erörterung von Problemen erreicht, die der jugendlichen Seele noch fern liegen. Das Maß der Erklärung aber wird oft dadurch überschritten, daß eine Fülle biographischer Einzelheiten aus des Dichters Leben und ein Heranziehen von Vorbildern oder Parallelstellen die Dichtung selbst wie mit einem Geröll von Schutt überdecken. Wir haben das nur zu oft erlebt in dem Jagen nach Vorbildern für goethische Gestalten oder Schauplätze seiner Dichtung, das der greise Künstler selbst ablehnte mit den Worten: „Ich habe nur noch eine besondere Qual, daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Spezialissima, wobei und woran sie entstanden sind, zu

*(Handbuch der Deutschkunde B 6) Frankfurt a. M.: Moritz Diesterweg, 1925.

eigentlichster Einsicht unentbehrlich halten, anstatt daß sie zufrieden sein sollen, daß ihnen irgend einer das Spezielle so ins Allgemeine emporgehoben, damit sie es wieder in ihre eigene Spezialität ohne weiteres aufnehmen können.“ (An Zelter).

Ein gutes Beispiel dafür ist Goethes Gedicht „An den Mond“, welches durch Entstehung und Überarbeitung den Literarhistoriker besonders interessiert, das aber für den, der es nacherleben und genießen will, gerade durch historische und genetische Erklärung völlig zerstört und irritierend vieldeutig wird.

Es handelt sich nun für uns in der High School und im College fast ausschließlich um ein Erleben der Dichtung und um eine möglichst reiche Vertiefung dieses Erlebnisses. Wie der deutsche Gymnasiast, so soll auch unser Collegeschüler nicht zum Dichter und Literarhistoriker erzogen werden; und daher ist der Historismus für beide die größte Gefahr in der Literaturpädagogik. „Alle wissenschaftliche Arbeit erhebt uns über ihren Gegenstand, sie ist ja ein Mittel, das feinste, geistigste Mittel, ihn zu beherrschen, ihn irgendwie in unsere Gewalt zu bringen.“ (Havenstein betreffs Religion). Es darf also die Arbeit an der Dichtung nicht zu Kopfarbeit gemacht werden (um zu beherrschen), sondern wir müssen das Herz, die Seele in Tätigkeit bringen (uns hingeben). Ist es schon wahr, daß der deutsche Primaner keinen eigentlichen Sinn für die Literaturgeschichte hat und sich viel lieber an die Dichtung selber verliert, sie als Gegenwart aus dem Flusse des Geschehens herausreißt, wie viel wichtiger ist diese Unterscheidung beim amerikanischen Schüler, der wie der Amerikaner überhaupt unhistorisch eingestellt ist.

Der deutsche Schüler wird wenigstens täglich und stündlich an die Vergangenheit seines nationalen Lebens gemahnt durch die Bauten seiner Heimatsstadt, durch Wanderungen und Museumsbesuche, und hat schon früh einen festen wenn auch vielleicht unbewußten Schatz historischer Formen durch reine Anschauung in sich aufgespeichert, der durch kurzes Studium zum bewußten und befestigten Besitz werden kann. Beim amerikanischen Schüler stoßen wir in dieser Richtung immer wieder auf die völlige Leere und das sich daraus ganz natürlich ergebende Nichtverstehen historisch gebundener Formen, welches durch unsern wahllosen architektonischen Gebrauch der Gotik, Klassik und Renaissance für Bankgebäude, Skyscrapers und Kapitele nur verstärkt werden muß. Sein Blick ist, durchaus mit Grund und Recht, auf die Zukunft gerichtet. Suchen wir ihm nun, ehe er dafür durch gründliche Erfahrung vorbereitet ist, Literaturformen und -werte als zeitlich bedingt nahe zu bringen, so wird er sie vielleicht mit einer rein intellektuellen Neugier zu erfassen suchen, sie indessen als veraltet bald von der Hand weisen, um nach 'bigger and better poetry' zu verlangen.

Ich betone, er hat von seinem Standpunkte und nach seiner Entwicklung dazu das gute Recht. Erst aus der völligen Vertrautheit mit den Werken der Kunst und Literatur kann ihm das Verständnis des

Werdens, der Entwicklung, der Geschichte der Kunst und Dichtung erwachsen und er kann erst historisch einordnen, wenn die Grundlage der Entwicklung durch die Summe aller Einzelerlebnisse geschaffen ist. Dazu wird er jedoch erst fortschreiten können, wenn er tatsächlich fast über das College hinaus ist und sich wissenschaftlich in diese Probleme versenkt. In der Vorwegnahme einer solchen Bedingung würden wir in den gleichen Fehler verfallen wie die deutsche Universität, wenn sie ihre Lehramtskandidaten so behandelt, als ob sie sich alle zu künftigen Forschern ausbildeten.

Ich stehe mit diesen Ausführungen im bewußten Gegensatz zu Dr. Otto Koischwitz, der besonders in seinem Aufsatz in den Monatsheften (Märznummer) und der Einleitung zu seinem Textbuch „Deutsches Geistesleben der Gegenwart“* den Hauptwert auf ein historisches Erfassen der Literatur zu legen scheint, während ich dies nur in beschränktem Maße als möglich und berechtigt ansehen möchte, solange es sich um jüngere Schüler handelt, die nicht Deutsch als Spezialstudium sondern als Mittel zu humanistischer Ausbildung betreiben.

Die historische Einstellung bringt, wie gesagt, zu Gunsten einer Repräsentativwertung des Dichtwerkes nur zu leicht eine Verminderung der Persönlichkeits- und Ewigkeitswertung mit sich. Und gerade diese sind es, aus denen der amerikanische Schüler den größten Vorteil ziehen kann, besonders heute; denn unsere amerikanische Jugend beginnt sich von einem traditionellen Puritanismus und Rationalismus zu befreien, nach Erlebnis, nach Ausweitung ihres Ich verlangend, ähnlich den Stürmern und Drängern des 18. Jahrhunderts. Was hülfe ihr da ein Verständnis des historisch bedingten Goethe, während sie in dem Erleben des Straßburger Feuergeistes, der immer als ‚ganzer Goethe‘ handelt und nie mit der kühlen Neugier des betrachtenden Leipziger Goethe räsonierend beiseite steht, ein förderndes Vorbild fände.

Diese Ablehnung oder Einschränkung historischer Einreihung bezieht sich wohlgerne immer nur auf das Dichtungserlebnis des Schülers, nicht auf das des Studenten im engern Sinne. Ich scheide hier streng (wenigstens theoretisch) zwischen der wissenschaftlichen Leistung des Koischwitz'schen Buches, dessen ausgezeichnete Textwahl ich übrigens hoch einschätzen möchte. Aber selbst da fühle ich einen gewissen Zwiespalt der Einstellung, der sich auch in der Auslese fühlbar macht.

Zwei Gesichtspunkte sind es, nach denen die Auswahl getroffen ist: der eine, meiner Meinung nach durchaus berechtigt, betont Erlebnis und Verständnis des spezifisch Deutschen, der andere Erkenntnis der literarischen Zeiteinstellung. Beide durchdringen sich teilweise, teilweise in dessen scheinen sie sich zu widerstreben oder erschweren wenigstens für den Uneingeweihten die Erkenntnis einer klaren Auswirkung. Peter Altenberg, ein vorzügliches Beispiel des literarischen Impressionismus,

*New York: Alfred A. Knopf, 1928.

wirkt auf den ersten Bick direkt undeutsch und für uns heute bereits fast nur noch als Zeiterscheinung. Wo sind dagegen so spezifisch deutsche Dichter wie Scholz und Stehr, die ebenfalls der älteren Generation angehören, uns aber gerade jetzt wieder bedeutend näher stehen? Und wenn Koischwitz an der Hand dreier gelungener und interessanter Zeichnungen von Hans Koischwitz die Entwicklung vom Naturalismus zum Expressionismus gut illustriert, entsteht doch wiederum die Gefahr (wenigstens für jüngere Schüler), die Persönlichkeit des Künstlers und seiner Nation zu Gunsten der Repräsentativstellung in Schatten gestellt zu sehen und den Eindruck zu erwecken, als handle es sich um Erlernung einer Formfertigkeit, — was, wohlgemerkt, von Koischwitz durchaus nicht beabsichtigt wird.

Ich bezweifle bei alledem nicht, daß unter besonderen Umständen und bei besonderer Persönlichkeit die Klippen, die ich sehe, glücklich umschifft werden mögen, und erkenne den Wert der Anregungen, die Koischwitz durch seine Ausführungen gibt, dankbar an; aber für die Allgemeinheit unseres Lehrbetriebes halte ich die Überbetonung des historischen Verständnisses für ein Verfahren, das uns von dem näheren Ziel, der Vertiefung des Erlebnisses der individuellen Dichtung, abführt.

Viel ist schon erreicht, wenn wir eine enge moralische Auswertung des Werkes, zu welcher der Amerikaner durch Tradition neigt, überwinden und ein Verständnis der zeitlichen und nationalen Lebensauffassung aus der Problemstellung des Werkes selbst erreichen. So bietet z. B. der tragische Ausgang von Kellers ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe‘ unserem Schüler immer wieder bedeutende Schwierigkeiten. Die einen geben der Zeitungsnotiz recht, welche (am Ende der Geschichte) in dem Selbstmord der unglücklichen Kinder „ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften“ sieht, und verstehen nicht, daß gerade dieser ironische Satz (den der Herausgeber unserer Schulausgabe einfach streicht) die ganze Tragik zweier Charaktere erhellt, welche aus Reinheit und Furcht vor einer solchen Verwilderung den Tod suchen. Sie verweise man auf das Kellersche Gedicht „Jeder Schein trägt“, in welchem menschliche Kurzsicht vor der schwer zu erkennenden Wahrheit gewarnt und daher menschliches Gefühl auf tiefes Miterleben und Ehrfurcht vor dem ‚Ungehobnen Schatz‘ in menschlicher Natur verwiesen wird. Die andern können, aus dem Gefühl der Weite und Erwerbsmöglichkeit amerikanischen Lebens heraus, die Umschränktheit und Enge und die daraus hervorgehende Hoffnungslosigkeit so junger Menschen nicht verstehen. Ihnen kann nur durch erneutes Studium der beschriebenen Verhältnisse und Charaktere und vielleicht durch Verweis auf andre Kellersche Erzählungen — wie ‚Kleider machen Leute‘ — geholfen werden, wenn für eine Erklärung Kellerscher Lebensanschauung nicht Zeit bleibt. Sie aber auf David

Friedrich Strauß und die ganze Breite einer solchen Literaturströmung zu verweisen, hieße sich mit einem Nachen aufs Meer wagen.

Gelingt es uns einstweilen, menschliche Probleme in ihrer künstlerischen Darstellung der ganzen Tiefe nach zu erfassen und in ihrer zeitlichen und örtlichen Verwurzelung mit aller Bescheidenheit zu ahnen, so haben wir eine schöne Aufgabe gelöst und sind auf dem Wege, der auch später für alle wissenschaftliche Erkenntnis unerläßliche Grundbedingung bleibt. Ein Hinausgehen über solche vorläufige Beschränkung indessen würde, fürchte ich, unsere Schüler zu bald vergessenem Wissen und einer Neigung zum Spielen mit leeren Begriffen führen, die alles andre als Ehrfurcht vor dem Leben und vor der Größe künstlerischer Gestaltung zur Folge hätte..

Die türkische Sprache im westlichen Kleid

Von DR. KARL MULEY, Konstantinopel

Im Reigen der westdrehenden Umbildung des türkischen Volkes ist eine der letzten, wichtigsten und größten die Umschaltung des geschriebenen Türkisch auf die Lateinbuchstaben.

Ihr ging voran die Einführung der europäischen „arabischen“ Ziffern, wodurch die abgeleitete Form anstelle der ursprünglichen trat. Abgesehen von dem Vorteile der Internationalisierung und Angleichung ans westliche System hatten die ursprünglichen Ziffern Nachteile: 2 und 3 wurden gestaltlich nicht scharf getrennt, und die durch einen Punkt ausgedrückte Null hatte zwar eine geometrische Begründung, war aber leicht zu übersehen, was im Geldverkehr mitunter besonders unheilvoll werden konnte.

Die Vorteile obiger Reform liegen auf der Hand: Der weitaus größere Teil der Bevölkerung hatte bis gestern noch für sein Analphabetentum den gewichtigen Entschuldigungsgrund der schweren Erlernbarkeit der arabischen, dem Türkischen mit dem Islam überkommenen wenn auch formenschönen, so doch trotz Fehlens der großen Buchstaben vielgestaltigen Schrift, deren Beherrschung durch Aneignung der Buchstaben allein nicht gesichert war. Man mußte noch einen großen Teil arabischer Worte, oft nur Synonyme der türkischen, und sogar arabische Grammatik dazu beherrschen. Auch die persischen Worte des Türkischen werden nicht phonetisch geschrieben. Eindeutig Worte fremder Sprachen zu schreiben war meist unmöglich. Durch die Erlernung der leichten neuen Buchstaben wird dem Volke viel Ballast erspart, der durch nützliche Dinge ersetzt werden kann. Noch in die Augen springender ist diese paradoxe Bildungshemmung durch die Schrift bei Japanesen und Chinesen, die bei fünfjähriger fast alleiniger Konzentrierung der kleinen Wortzeichenschützen auf die Schrift nur die Zeit etwa unserer Bürgerschule für die Gesamtheit der sonstigen Fächer übrig haben. Allerdings

ist in den genannten Ländern die Einführung der Lateinschrift wegen der außerordentlich großen Zahl der Homonyme sehr schwierig.

Die chinesische Mauer zwischen West und Ost wird weiter niedergerissen, was den Kulturenaustausch fördert: Der Türke wird leichter fremde Sprachen erlernen, und der interessierte Fremde und auch der Minderheitsangehörige wird leichter, lieber bzw. williger sich das Türkische zueigen machen. Die trotz ihrer Größe unverständlichen und den einzigen Vorteil der Formenschönheit bietenden Schiffsnamen, Hafen- und Firmenschilder und die Sichtvermerkshieroglyphen in den Pässen machen allgemein verständlichen Zeichen Platz.

Schon im Kanonendonner an den Dardanellen, später als Heerführer in Anatolien, der in einzig in der Weltgeschichte dastehender Art dem Rechte seines Volkes zum Siege verhalf, der als einziger unter den Besiegten das Diktat eines schmachvollen Friedens, den britischen Gnadenstoß für den kranken Mann an unseres Erdteils südöstlichen Meerengen, zerriß und den latenten niedergehaltenen türkischen Kräften neue Wege in eine lichtere Freiheit wies, immer wußte Mustafa Kemals intuitive, eiserne Energie das türkische Volk zu durchdringen und den Erfolg hervorzuzaubern, wie ein mächtiger Sichelwagen unbarmherzig alles im Wege Stehende niedermähend, doch ruhig sicher die Zügel in der Hand und im richtigen Tempo. Der Erfolg meißelt ihn heute zum Genie, dem rechten Manne zur rechten Zeit.

Es ist rührend zu sehen, wie vom Minister, der im Palais Unterichtsstunden im neuen ABC nimmt, bis zum kleinen Briefträger in den entlegensten Gründen Ostanatoliens sich jeder Türke bemüht, mehr oder weniger glücklich die neuen Zeichen zu malen. Keine langsame Akklimatisierung, keine Verteilung auf ein Menschengeschlecht, sofort müssen die neuen Zeichen Gemeingut werden. Die schönen weißen Molkereikraftwagen der Stambuler Gemeinde, der Bug der Schiffe, auch schon amtliche Papiere und die Zeitungen in den Überschriften, tragen die türkolateinischen Buchstaben. Der Wille des Volkes ist da, und das von Kennern und Nichtkennern oft ungeahnte wundersame Anpassungsvermögen der Türken, die von Freund und Feind meist nur für gute Soldaten gehalten wurde, tut das übrige.

Vor kurzem wurde eine türkische Sprachkommission gegründet, die nunmehr ein Alphabet der Öffentlichkeit übergeben hat. 25 von den 29 gewählten Buchstaben decken sich mit den vom Verfasser dieser Zeilen bereits vor zwei Jahren in der türkischen Tageszeitung „La République“ vorgeschlagenen Zeichen, und besonders die Annahme des damals von mir im Gegensatz zu der herrschenden Stimmung für die unbequeme französische Schreibweise verfochtenen ungarischen (zugleich finnischen und deutschen) Vokalsystems (a, e, i, o, u, ö, ü), das dem Türkischen organisch sich gut anschmiegt, zeigt von Verständnis für die Aufgabe, wenn es auch angezeigt gewesen wäre, für das harte (Hintergaumen-) i statt das i ohne Punkt y zu nehmen, während dieses heute — eine fran-

zösische Schlacke — für je (Jäger) verwendet wurde, für das man einfach i hätte nehmen können, nachdem man ja für i und je auch im alten arabischen Alphabet mit einem Zeichen gut ausgekommen ist. Sollte seltenerweise eine ausdrückliche Unterscheidung des Halbvokals vom Vokal i notwendig sein, so bleibt immer noch als Ausweg: tenekeii, wobei eine einfache Regel mithilft: i zwischen Konsonanten (selbstverständlich) und nach i ist Vokal, sonst Halbvokal.

Auch versäumte man die erste Gelegenheit zur Ausmerzung des arabischen Ain und überhaupt der arabischen Phonetik, die durch recht komplizierte Überdachungen einzelner Selbstlaute zum Weiterleben solange gezwungen ist, bis durch die notwendige Losschälung der reintürkischen Phonetik das Fehlen eines Daseinsgrundes immer mehr offenbar wird. Davon nächstens. Tatsache ist, daß die neue von links nach rechts führende Buchstabenstraße beiderseits von einer dichten Allee überflüssiger Beizeichen eingerahmt ist, die den vielen Punkten des arabischen Alphabets nicht viel nachgeben, und daß man die Normalletternsätze und gebräuchlichen internationalen Schreibmaschinen nicht, bzw. erst nach Umbau verwenden kann, ein Vorteil nur für die hierin interessierte ausländische Industrie. Doch ist neben dem unvollkommenen „Wie“ das zivilisierende „Daß“ dieses entscheidenden Ruckes nach Westen richtig.

Berichte und Notizen

I. The American German Student Exchange

By PAUL G. GRAHAM

Wesleyan University, Middletown, Conn.

One of the outstanding achievements of the Institute of International Education has been the establishment of the American German Student Exchange. Since 1924 this Exchange has established and administered a series of Exchange Fellowships offered by American universities for German students and by German universities for American students. The purpose of this article is to acquaint the teachers and students of German with the nature of these fellowships, with the mechanics of their administration and the benefits to be derived from them. Although German language and literature are but two of the many fields in which these fellowships are offered, yet it is principally through the German departments of our colleges and universities that this information must be carried to all those teachers and students, regardless of their major field, who might desire to study in Germany.

The Exchange "is a movement toward developing international friendship and good will by creating a tradition of cooperation and reciprocity between the United States and Germany through the study of the institutions and psychologies of the two countries". The Exchange is represented in Germany by the *Akademischer Austauschdienst* in Berlin, an organization which effects the exchange of students between German universities and those of other countries. The remarkable development of this activity is shown by the fact that the number of American Fellows has been increased within the first three years from nine to twenty-three, and the number of German Fellows from

fourteen to thirty-three. The funds for the carrying on of the Exchange come from two sources. In most instances both the American and the German universities provide fellowships covering tuition, board, and lodging. The additional funds required for administering the fellowships have been generously donated by private individuals interested in the work.

The fellowships are open to both men and women. Preference in selection is given to candidates under thirty years of age. The requirements for eligibility are: American citizenship, good health, good moral character and adaptability, graduation from an approved college or university, ability to do independent study and research, and a good working knowledge of German. The fellowships cover tuition, board and lodging during the academic year. Fellowship holders must have sufficient money of their own to cover traveling, vacation and incidental expenses. The Fellows are required to report at the German university at the time of official opening in the Fall and to reside in Germany at least ten months. They may express preferences for certain universities, but these preferences must be supported by adequate reasons for the choice. Assignments are made after consideration of the subjects of study chosen by the candidates. Application blanks, properly filled out and accompanied by all required credentials, must be in the hands of the Exchange by February fifteenth. Blanks may be obtained from Archie M. Palmer, Executive Director, American German Student Exchange, Inc., 2 West 45th Street, New York City.

It is interesting to note that during 1927-28 there were five students of German language and literature among the Fellows, more than in any other field. However, there were more than ten fields of study represented, including theology, engineering, psychology, law, pedagogy, economics, and others. Several fellowships were awarded at the universities of Berlin, Frankfurt a. M., and Marburg, and one or two fellowships at each of the universities of Gießen, Breslau, Munich, Heidelberg, Bonn, Göttingen, Tübingen, and at the technological institutes at Berlin-Charlottenburg and Dresden.

It should be made clear that an American university sending a Fellow to Germany does not necessarily receive a German Fellow in exchange. The placing of students depends on what universities offer fellowships, and also on the subject of study chosen by the student.

The stipend covers most of the expense of a year in Germany, and thus enables many worthy students to take advantage of the opportunity for a year abroad, who would otherwise be unable to accept the Fellowships. The university releases the student from all university tuition and course fees. The amount saved to the Fellow in this way is considerable, though it varies greatly according to the university and the courses selected. Besides the exemption from tuition costs, there is a stipend which covers board and lodging during the academic year. The arrangements for paying these expenses vary slightly in the different universities. However, the method employed most generally is the one which was used in 1926-1927 when the writer of this article was an Exchange Fellow at the University of Frankfurt a. M. There each Fellow received two thousand marks for the year, paid by the university treasurer in sums of two hundred marks at the beginning of each of the ten months. All of the Fellows there found that the sum was sufficient to cover the expenses of board and lodging, — in some cases it was more than enough. I think living expenses are at least as high in Frankfurt as in most other German cities.

Neither the *Akademischer Austauschdienst* nor the university stipulated where the Fellow should room and board. In all cases the students found suitable lodging places with German families. Some of the American Fellows boarded

at very reasonable rates at the University mensa, others in restaurants and private boarding houses.

It is true, the student must pay for the trip to and from Germany and for vacation expenses. Most American students have or can borrow enough money for this purpose. And since each Fellow pays part of the cost for the year, more fellowships can be offered by the Exchange, on the basis of the funds at their disposal. Furthermore, certain steamship lines allow a reduction in their rates to the Fellows. Also, in some instances, free visas may be secured, in case the Fellow travels in other countries. Thus, the cost to the fellowship holder himself for a year's study at a German university can be reduced to a very small amount.

Obviously there is little need for a discussion here of the value of a year in Germany. Teachers and students of German are well acquainted with the necessity of such study. It is just this group, too, I believe, which has most to gain from a year's residence as well as study in Germany. There they can find an excellent laboratory abundant in materials with which to work. Judging from the large number of young Germanicists holding Fellowships during the past year, that must be the opinion of the Subject Referees and the Committee on Awards, who make the final recommendations.

There is no question but what the Fellow goes to Germany under more favorable circumstances than other regular students. Through the Fellowship he receives an added prestige, which is valuable. First of all, he is a guest of the university and is welcomed as one of the *"Ehrenstudenten"* by the Rector of the university. There are always certain members of every German university faculty who have a keen personal interest in the Exchange and its ideals, and such professors are generous with their time in aiding the foreign student. As a guest of the German university the Fellow is in a position to meet many of the professors, students, and townspeople. Such acquaintances lead to valuable contacts and lasting friendships.

All in all, the work done by the Exchange is highly valuable and deserves the attention of all students and teachers of Germanics in the United States. The Exchange is working toward a high ideal in a practical way. Dr. Werner Picht, former director of the *Akademischer Austauschdienst*, stresses this point in an article in the *Frankfurter Zeitung* of January 30, 1928. Dr. Picht says of the Exchange: *"Was hier geleistet wird, ist — Kleinarbeit. Aber eine Arbeit, die aus einer lebendigen Gesinnung geboren und bis ins einzelne von ihr ausgestaltet ist. Und wir glauben, daß ohne eine solche Aussaat auf lange Sicht, fern von der Phraseologie der Verständigungskongresse, eine Heilung der Welt und eine Restitution des deutschen Ansehens nicht möglich ist."*

II. Umschau der Schriftleitung

Noch in unserer Umschau letzten Monats brachten wir einen aus voller Lebensfreude heraus geschriebenen kurzen Bericht *Robert Wilds*, den er seinem Freunde Geheimrat Max Walter gewidmet hatte, und noch ehe diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangten, hatte der Tod den Schreiber dem Leben entrissen. Mit Robert Wild ist eine Persönlichkeit dahingegangen, die ihren Stempel in jedem Wirkungskreise, in dem er tätig war, unauslöschlich aufdrückte. Unsere Zeitschrift verliert in ihm einen Freund und Förderer, der als Sekretär des Verwaltungsrates des Lehrerseminars gerade in der Zeit der schwersten Bedrückung für die Aufrechterhaltung der Zeitschrift eintrat und die Herausgabe wenigstens eines Jahrbuches befürwortete. Und als wir wieder die Monatsschrift ins Leben zurückrufen konnten, löste dies in ihm helle Freude aus. Der ihm aus der Feder seines Freundes gewidmete Nachruf, den wir an anderer Stelle bringen, findet seinen Wiederhall auch in unseren Herzen. Sein Andenken wird in uns immer lebendig bleiben.

Am 15. Oktober begann *Professor Hans Naumann* von der Universität zu Frankfurt am Main seine Vorlesungen als der diesjährige Carl Schurz-Professor an der Universität von Wisconsin. Moderne deutsche Literatur, Deutschkunde und ein Seminar über Parival sind sein Arbeitsgebiet. Ein ebenso tiefes als umfangreiches Wissen, dem er durch eigene Forschung teilweise neue

und bahnbrechende Gesichtspunkte abgewinnt, sowie eine glänzende Rednergabe gestalten seine Vorträge zu einem Ereignis, dem seine Hörer mit Erwartung entgegensehen, und das in ihnen den nachhaltigsten Eindruck hinterläßt. Es wäre zu wünschen, daß Professor Naumann sich dazu bereit erklären würde, auch an anderen Universitäten zu sprechen, nachdem seine Tätigkeit in Wisconsin beendet ist.

Lehrer, die für den nächsten Sommer eine *Reise nach Deutschland* planen, seien auf ein Unternehmen des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht zu Berlin aufmerksam gemacht, das dahin geht, den Besuchern die Gelegenheit zu geben, Schulen aller Art in ihrem Betriebe zu beobachten und sich mit ihrem Wesen vertraut zu machen. Die Führung wird von hervorragenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Erziehung geschehen. Der Reiseplan sieht vor, daß mit der Studienreise gleichzeitig eine Reise nach den schönsten und für Deutschlehrer interessantesten Orten verbunden ist. Da es die Absicht ist, die Teilnehmerzahl zu beschränken, sind zwei derartige Touren, die erste vom 1. bis 31. Juli, die zweite vom 25. Juli bis 25. August, geplant. Die Kosten der Reise schließen sämtliche Ausgaben, auch die für Hotels und Beförderung ein und sind in Betracht des Gebotenen ungemein mäßig. Die Einzelheiten des Unternehmens sind durch das oben angegebene Institut (Berlin W 35, Potsdamerstraße 120) zu erfahren.

III. Korrespondenzen

DAS „LINGUISTIC INSTITUTE“

Hoffentlich wird es dem Publikum der Monatshefte nicht ganz gleichgültig sein, daß der Versuch der *Linguistic Society of America* das Interesse und die Teilnahme an sprachwissenschaftlichen Studien zu erwecken und zu erhöhen durch ein *Linguistic Institute* insofern geglückt ist, daß die Anwesenden sich einstimmig dafür ausgedrückt haben, das Experiment nächsten Sommer zu wiederholen — ist doch die Sprachwissenschaft von Haus eine deutsche Disziplin.

Fünfundsechzig Sprachwissenschaftler, nicht nur auf dem Gebiet der europäischen Sprachen sondern auch der asiatischen und Indianersprachen, versammelten sich an der Universität Yale am neun-

ten Juli, um sechs Wochen lang gemeinschaftliche Studien zu treiben. Vorlesungen, Kurse, Gespräche, Unterhaltungen am Tisch und im Studierzimmer ließen das Interesse nie erschaffen; andere Sprachen und neue Gesichtspunkte regten wieder zur Lösung der alten Probleme an und wiesen auf unzählige neue hin. Wie weit auch einer schon in seinem besonderen Fach sein mochte oder wie sehr auch Anfänger, so fand er doch täglich neue Anregung aus fern und nah, neue Reize auf dem unendlichen Forschungsgebiet der menschlichen Sprache. So war also nicht nur die wertvolle sprachwissenschaftliche Bibliothek der Universität Yale einem jeden die sechs Wochen hindurch zugänglich, sondern Rat und Anregung der vier-

undsechzig anderen. Unter diesen waren achtundvierzig mit *College-* oder *Universitätsstellen*; vierzehn waren Germanisten, mit Collitz, Prokosch, Shumway und Flom an der Spitze. Neunundzwanzig Universitätskurse von je dreißig Stunden wurden abgehalten, und vier mit nur je fünfzehn Stunden, darunter acht besonders für Germanisten.

Die Leitung des Institutes bleibt auch auf das kommende Jahr in den Händen des Ausschusses, der bisher die Einrichtungen besorgt hat. Herr Prof. Dr. E. H. Sturtevant von der Universität Yale ist Direktor.

Bethany College

R. E. Saleski

KALIFORNIEN

Heute wollen wir nur kurz berichten, daß der deutsche Unterricht wieder erweitert worden ist, und zwar wurde er in zwei der größeren High Schools wieder eingeführt, in der ursprünglichen High School von Los Angeles und in der Polytechnic High School, nachdem er in fünf anderen High Schools schon seit zwei oder drei Jahren erteilt wurde. Auch in der Polytechnischen Abend-schule für Erwachsene erfreuen sich die deutschen Klassen eines regen Zuspruchs.

Ende September verschied hier plötzlich die frühere deutsche Lehrerin, Fräulein Elisabeth Meyerl, nachdem sie eben den deutschen Unterricht in einer der oben erwähnten Schulen wieder eingeführt hatte. Sie war eine begabte Lehrerin.

Unter der Führung von Prof. Wm. Diamond wurde wieder eine Reihe von deutschen Vorträgen an der öffentlichen Bibliothek arrangiert. Der erste Vortrag war über Gerhart Hauptmann als Dramatiker, von dem deutschen Schauspieler, Herrn Max Montor. Der Vortrag, mit Rezitationen aus Hanneles Himmelfahrt und dem Armen Heinrich, war äußerst interessant, und die Halle war überfüllt, ein Beweis, daß das Interesse für deutsche Sprache und Literatur sich wieder regt. „Vernunft fängt wieder an zu sprechen.“

Valentin Buehner

DEUTSCHLAND

5. Pädagogischer Kongreß. In Kassel fand vom 4. bis 6. Oktober 1928 der 5. Pädagogische Kongreß statt. Was diesen Kongreß von anderen Veranstaltungen dieser Art unterscheidet und ihm seine besondere Bedeutung gibt, ist der Umstand, daß auf ihm sich sämtliche pädagogisch Interessierten, Lehrer vom Kindergarten bis zur Hochschule, Mediziner, Techniker, Juristen, ohne Unterschied der Partei und der Weltanschau-

ung, zusammen an den Beratungstisch setzen. Wenn er infolgedessen auch keine Beschlüsse faßt, um niemanden zu verurteilen, so werden dennoch seine Beratungen ein ganz besonderes Beachten erwarten können. Beratungsgegenstand bildete die Frage nach „Wesen und Wert der Erziehungswissenschaft“ und weiter ihre Stellung in der Ausbildung der Lehrer der Volksschulen, der Berufs- und höheren Schulen. Als Redner waren die Herren Prof. Cohn, Freiburg, Deuchler, Hamburg, Ettlinger, Münster, Ministerialdir. Dr. Kühne, Berlin und Oberstudiendir. Behrend, Berlin gewonnen. Als Hauptergebnis läßt sich herausstellen, daß die Erziehungswissenschaft in der Ausbildung aller Lehrer eine besondere Pflege erhalten müsse. Ganz besonders geteilt war die Stimmung imbezug auf die pädagogischen Akademien, während imbezug auf die Ausbildung der Philologen nur darüber Zweifel zu herrschen schien, ob erst die Praxis und dann die theoretische Ausbildung zu kommen habe oder umgekehrt, oder ob nebeneinander. In den Fragen des Berufsschulwesens waltete eine erfreuliche Einmütigkeit.

(Fichte-Korrespondenz).

ÖSTERREICH

Die gesetzliche Neuregelung der Volksschullehrerbildung in Österreich. Von Wiener Seite. Nach Jahren des Tastens und Versuchens ist die österreichische Schulerneuerungsbewegung, die nach Kriegsschluß in raschen Fluß gekommen war, in ruhige Bahnen gelangt. Die politischen Leidenschaften sind trotz gelegentlichen Auflackerns abgeflaut, der nüchterne Fachverstand kommt zu seinem Recht. Die Volksschularbeit hat schon vor zwei Jahren durch einen, dem neuzeitlichen Stande der Pädagogik angepaßten Lehrplan eine sichere Grundlage erhalten. Im Vorjahre wurde das Bürger- und das Mittelschulwesen gesetzlich neu geregelt und damit einem jahrelangen fachlichen und politischen Streite—wenigstens vorläufig—ein Ende gemacht. Das Studienjahr 1927/28 sollte nun noch die Lösung eines ebenso wichtigen wie dringlichen Problems bringen, nämlich die zeitgemäße Umgestaltung der Volksschullehrerbildung.

Der erste offizielle Schritt hiezu ist zu Weihnachten 1927 von der zuständigen Stelle, dem österreichischen Bundesministerium für Unterricht in Wien, getan worden. In demokratischer Weise hat das Ministerium vorerst unverbindliche Richtlinien für die gesetzliche Neuregelung der Lehrerbildung in Österreich der Öffentlichkeit übermittelt, um die Stimmen der Kritik zu hören, ehe endgültige Beschlüsse gefaßt werden.

Zum Verständnis der Frage einige Zwischenbemerkungen. Die jetzige österreichische Volksschullehrerausbildung beruht auf einem Gesetze vom Jahre 1869. Es ist unter den Nachwirkungen des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 geschaffen worden — ein Vergleich mit der Gegenwart drängt sich unwillkürlich auf — und bedeutete für die damalige Zeit einen großen Fortschritt. Nach mehr als fünfzigjährigem Bestande ist dieses Gesetz naturgemäß veraltet. Die neue Zeit verlangt, besonders in der Enge Mitteleuropas, hochqualifizierte Menschen, die aber gute Lehrer und Erzieher voraussetzen. Auch ist die Pädagogik gerade in den letzten Jahren vornehmlich nach der psychologischen Seite hin durch neue Erkenntnisse bereichert worden, die bisher bei der schulmäßigen Ausbildung der Volksschullehrer zu wenig Berücksichtigung gefunden haben. Der österreichische Volksschullehrer wird noch immer wie vor 50 Jahren in vierjährigen Anstalten herangebildet, für welche das erreichte 15. Lebensjahr und das Bestehen einer Prüfung Voraussetzungen für die Aufnahme sind. Allgemeine und fachliche Bildungstoffe, in den schmalen Rahmen von vier Jahren hineingezwängt, belasten auf Kosten der Gründlichkeit den Studierenden und führen doch zu keinem befriedigenden Ziele, da der Besuch einer Lehrerausbildungsanstalt keine Hochschulreife verleiht.

Die nunmehr vorliegenden Richtlinien des österreichischen Unterrichtsministeriums stellen eine bedeutende Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes in Aussicht.

Die Heranbildung der Lehrer und Lehrerinnen an Volksschulen soll künftig in sechsjährigen Lehreraudienzen vor sich gehen, von denen die ersten vier Jahre vornehmlich einer höheren Allgemeinbildung, die beiden letzten Jahre der pädagogisch-didaktischen Ausbildung zu dienen haben.

Die Bezeichnung Akademien deutet die gehobene Stellung dieser Anstalten gegenüber den Mittelschulen an.

In den ersten Jahrgang können Schüler eintreten, die die gesetzliche achtjährige Schulpflicht erfüllt haben, also im 15. Lebensjahre stehen, und eine Eingangsprüfung bestehen. Die Akademien sind nach Geschlechtern getrennt zu errichten, doch sind in den letzten zwei Jahren Ausnahmen gestattet. Ein Schulgeld wird an den staatlichen Akademien nicht eingehoben. Für die ersten vier Jahrgänge erscheinen die verbindlichen Gegenstände: Religion, Deutsche Sprache, eine Fremdsprache, Logik und Psychologie in Verbindung mit einer ersten Einführung in die Er-

fordernisse des Lehrberufes, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Chemie, Physik, Mathematik, Freihandzeichnen und Schriftpflege, Handarbeit, Gesang und Musik und die körperlichen Übungen. Hiezu kommen in den Akademien für Lehrerinnen noch Nadelarbeit und Hauswirtschaftslehre.

Freigegegenstände, wie Fremdsprachen, Musikfächer, darstellende Geometrie, Kurzschrift u. a. tragen den besonderen Neigungen der Studierenden Rechnung.

Für die beiden letzten Jahrgänge sind an verbindlichen Gegenständen bestimmt: Geschichte und allgemeine Theorie der Pädagogik, Einführung in die Philosophie, Jugendkunde, Schulpraxis und Volksschulmethodik, Heilpädagogik, Einführung in die Erwachsenenbildung, (Fortbildungsschule und freie Volksbildung), Schulhygiene, Jugendfürsorge, Verfassungskunde und Schulrecht, Heimat- und Volkskunde, Naturkunde der Heimat, körperliche Übungen.

Zur Förderung der allgemeinen Bildung hat ferner jeder Studierende aus den folgenden Lehrgegenständen drei zu wählen, die dann für ihn verbindlich sind: Religion, Deutsche Sprache und Literatur, Fremdsprachen, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, Mathematik, Kunstunterricht, Chorgesang und Orchestermusik, sowie Landwirtschaftslehre. An den Akademien für Lehrerinnen werden die Studentinnen auch in die Organisation und Erziehungswise des Kindergartens eingeführt.

Die Lehrkräfte der Akademien, die den Professorentitel führen werden, müssen volle Hochschulbildung nachweisen; nur bei den Lehrkräften für Schulpraxis, Handarbeit und Hauswirtschaftslehre sind Ausnahmen zulässig.

Der erfolgreiche Besuch einer Lehreraudienz — die Schlußprüfung gilt als erster (theoretischer) Teil der Lehrbefähigungsprüfung für Volksschulen — berechtigt zur provisorischen Anstellung an Volksschulen und auch zur Inskription als ordentlicher Universitätshörer.

Der zweite, schulpraktische Teil der Lehrbefähigungsprüfung, der die Voraussetzung für die definitive Anstellung als Volksschullehrer bildet, kann erst nach zweijährigem, zufriedenstellendem Volksschuldienste abgelegt werden.

Die Lehreraudienzen sind ferner auch zur Fortbildung der bereits im Berufe stehenden Lehrer bestimmt. Diese Aufgabe sollen sie durch Einrichtung und Abhaltung von Fortbildungskursen erfüllen.

Die Richtlinien des österreichischen Unterrichtsministeriums werden in manchen Punkten noch eine Verbesserung erfahren. Eine Tatsache ist aber jetzt schon feststehend, daß das neue Lehrer-

bildungsgesetz mittelbar auch eine nicht zu unterschätzende Erhöhung der allgemeinen Volksbildung zur Folge haben wird. So bauen die Deutschösterreicher trotz aller wirtschaftlichen und politischen Nöte, gleich ihren Brüdern im Deutschen Reiche, unentwegt an der

Zukunft und werden ihrer alten Sendung im Südosten Europas gerecht, Kulturgüter zu hüten, zu mehren und zu übermitteln.

Prof. Ernst Schubert,
Schulrat im Bundesministeriums
für Unterricht, Wien.

Bücherschau

I. Die Benutzung von Büchern reichs-deutscher Bibliotheken

Von DR. ERNEST ROSE, New York University

Der amerikanische Germanist kommt sehr oft in die Lage, Bücher benutzen zu müssen, die sich nur in reichsdeutschen Bibliotheken befinden. Nicht allen aber ist es möglich, jeden Sommer nach Deutschland zu fahren, und auch die Glücklichen, denen dies vergönnt ist, werden nicht immer willens sein, bis zum nächsten Sommer ihre Arbeiten aufzuschieben oder dann ihren Reiseplan so einzurichten, daß er alle die Bibliotheken berührt, die sie zu ihren Forschungen benötigen. So ist es keineswegs überflüssig, wenn ich hier auf Grund meiner jüngsten Erfahrungen einmal darstelle, wie man sich Bücher reichsdeutscher Bibliotheken am bequemsten zugänglich macht.

Der Germanist wird nicht immer wissen, welche deutsche Bibliothek für seine besondern Zwecke in Frage kommt. In diesem Falle empfiehlt es sich, zunächst einmal eine Anfrage an das *Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken in Berlin NW7*, Unter den Linden 38 (Postscheckkonto Berlin 87002) zu senden; hierbei ist jedoch zu bemerken, daß Anfragen allgemeiner Natur keine Berücksichtigung finden und daß sich das Auskunftsbureau ebenso weigert, nachzuweisen, ob sich ein Buch in München befindet, das bereits schon in Berlin als vorhanden bekannt ist. Man stelle daher seine Anfragen so genau wie möglich und mache sämtliche irgend erreichbaren Angaben über das gesuchte Buch, füge also den Verlagsort, das Jahr des Erscheinens, den Namen des Verlegers usw. hinzu; es ist auch in jedem Falle, und besonders natürlich bei unbekannten Büchern, erwünscht, die Stelle anzugeben, wo man das Buch zitiert gefunden hat. Der schnelleren Erledigung halber empfiehlt es sich, bei längeren Anfragen jeden Titel auf einen besonderen Zettel zu schreiben und diese zu nummerieren. Für jeden Titel müssen 10 Pfennige beigelegt werden; sonst bleibt die Anfrage unberücksichtigt; ebenso ist es erforderlich, Rückporto hinzufügen. In welcher Form man diese Gebühren entrichtet, ist ganz nebensächlich; ich würde vorschlagen, sie durch Scheck oder International Money Order zu senden. Da das Auskunftsbüro auf Grund einer jahrelangen Erfahrung ziemlich schnell arbeitet, so wird man viele Auskünfte umgehend erwarten können; aber auch bei selteneren Werken dauert eine Umfrage meist nicht über vier Wochen.

Ist das gesuchte Werk erst einmal auf einer deutschen Bibliothek nachgewiesen, so kann man an seine Benutzung denken. Nun handelt es sich wohl in den meisten Fällen nur um die Nachprüfung bestimmter Zitate oder um die Einsichtnahme in kleinere Druckschriften unter 100 Seiten. Denn fast alle größeren und bekannteren Werke sind entweder durch wissenschaftliche Ausgaben zugänglich oder in einer oder der anderen amerikanischen Bibliothek aufzutreiben. So ist es im Durchschnittsfall das einfachste, sich ein Photogramm zu bestellen. Man wende sich deswegen an die *Reichszentrale für naturwissenschaftliche Berichterstattung in Berlin NW7*, Unter den Linden 38. Auch hier sind genaue Angaben erforderlich; man gebe also Verfasser, Titel, Band

Jahrgang, Seitenzahlen sowie die vom Auskunftsbüro erhaltene Signatur an. Außerdem füge man hinzu, ob man ein negatives oder positives Photogramm wünscht und ob man ein Photogramm in Originalgröße benötigt oder ob verkleinerte Schrift genügt. Die Kosten eines Photogramms sind im Vergleich mit amerikanischen Verhältnissen minimal; die Reichszentrale verlangt im allgemeinen nur die Materialkosten, die zur Zeit für ausländische Gelehrte 10 Pfennige für den Quadratdezimeter (bei beschleunigter Ausführung das Doppelte betragen; man kann also bei einem negativen Photogramm in verkleinerter Größe eine Schrift von 100 Seiten sich schon für \$1 bis \$1.50 zugänglich machen. Da wohl selten jemand in der Lage ist, die Kosten eines Photogramms schon im voraus berechnen zu können, so verlangt die Reichszentrale die Zahlung im allgemeinen erst nach der Lieferung des Photogramms; für unbekannte Besteller empfiehlt es sich daher, ihre berufliche Adresse zu benutzen. Die Zahlung leistet man am besten wieder durch Scheck oder International Money Order; das Postscheckkonto der Reichszentrale ist Berlin 90,840.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht hervor, daß es jetzt nur noch in den seltensten Fällen nötig ist, Bücher reichsdeutscher Bibliotheken an Ort und Stelle einzusehen oder dieselben durch befreundete Gelehrte einsehen zu lassen.

II. "Demian" by Hermann Hesse

By BIRDEENA L. GOWAN, *High School of Commerce,*
San Francisco, California

Hermann Hesse begins his latest novel 'Demian' with these significant words, "I wanted only to try to live in obedience to the promptings which came from my true self. Why was that so very difficult?" This is the author's thesis bound up in the story of Emil Sinclair's youth.

The story of Hermann Hesse's own life throws great light on some of the situations which are developed in his book and some things almost inexplicable before are easily understood. To aid the reader to whom Hermann Hesse may be unknown, a short sketch of his life follows. He was born at Calw in the Black Forest of Württemberg. His father was the editor of a missionary magazine and the boy led a happy life at home. At school, however, he suffered at the hands of the older boys and this martyrdom is described in his earlier book 'Unterm Rad'.

The life of a clergyman was planned for Hesse but he ran away from the Theological Seminary at Moulbronn because of "the crushing wheels of convention and routine." Striving to heal a sick body and find rest for a weary soul he apprenticed himself to a machinist but his literary talent robbed him of contentment at this work and he found employment at a little bookstore at Basel where he could allow greater scope to his love of reading and writing.

Finally, freedom-loving Switzerland called him and with his wife, who is his boon companion, he is now living at Gaienhofen on the Bodensee.

The people of the Swabian plateau are individualists, rather self-willed, rather didactic, rather fantastic and ever fond of adventures. All these traits are found in Hesse's writings. The riddles of his own soul which he has ever striven to solve are his engrossing thought and out of this seeking he has become an intensely keen psychologist and an intensely sagacious philosopher.

"Demian" is a psychological study of a man's youth written as a work of fiction. It may be read as an autobiography or as a piece of beautiful symbolism — as a narration merely, unified and complete, or as an essay full of digressions.

Hesse states his reason for the book and its philosophy, startling as it is, in the introductory chapter. "Each man is not only himself, he is also the unique, quite special, and in every case the important and remarkable point where the world's phenomena converge, in a certain manner, never again to be repeated. For that reason the history of everyone is important, eternal, divine." To understand the philosophy of the novel we must remember that the mystic romantic soul of the German people has never been satisfied with a philosophy which seeks expression in materialism. Hesse gives his in the following paragraph. "The life of everyone is a way to himself, the search for a road, the indication of a path. No man has ever yet attained to self-realization; yet he strives thereafter, one ploddingly, another with less effort, each as best he can.

"Each one carries the remains of his birth, slime and egg-shells of a primeval world, with him to the end. Many a one will remain a frog, a lizard, an ant. Many a one is top-part man and bottom-part fish. But everyone is a projection of nature into manhood. To us all the same origin is common — our mothers — we all came out of the womb. But each of us — an experiment, one of nature's litter, strives after his own ends. We can understand one another; but each one is able to explain only himself."

The story of Sinclair and his friend Demian is told by Sinclair and falls into several well-defined divisions; his childhood, his school-life, with and without Demian and his love for Mother Eve.

The book does not impress one as a novel but rather as a true account of a youth's struggle for self-realization with a friend, god-like and serene, ever at his hand to help and strengthen him. We suffer with him, long for fulfillment with him and dream our dreams with him. As a child, Sinclair's world was divided, in his consciousness, into two parts — one of them was home, parents, evening prayers, calm and simplicity — the other, opposite in all its many ramifications. It was 'the dark world', the terrifying place that later haunted him with its secret voices, temptations, unknown pathways into manhood, its loneliness and its desperate war between driving impulses and innate goodness. Everywhere, just outside his home seethed and reeked this second passionate world.

As a little boy Sinclair came under the influence and control of a boy older than himself and already learned in the ways of sin. At a critical moment he was rescued from this thralldom by another older lad, Max Demian — a boy with the spiritual caliber of a man and the uncanny gift of knowing the unspoken thoughts of others. The confirmation class helped form a firmer friendship between these two and Demian became Sinclair's guide and friend. He taught him how to harness his will to encompass his desires and how to concentrate his thoughts, beside giving him a new interpretation of many Bible stories among them the story of Cain and Abel. He taught him that "only the thought that we live through has any value. Whoever is too lazy to think for himself and to constitute himself his own judge simply conforms to the taboos. Others realize that they carry laws within themselves."

Too soon Sinclair is sent away from parental authority, away from Demian's restraining hand to boarding-school where he plunges, in his unsettled, adolescent state, into a wild period of dissipation from which he is rescued by the sight of a girl who strangely impresses him. Feverishly trying to retain the impulse for good that she had awakened within him he tries to paint her remembered likeness. His loneliness, his friendlessness, his knowledge that he was an outcast, at last led him to a consciousness of his pitiful condition and filled him with a desire to lead a true life. He set up an altar to this girl Beatrice, to whom he had never spoken and made beauty and spirituality his life's aim.

He dreamed dreams now and drew other pictures, finally completing one that resembled his friend Demian. He read Nietzsche and Novalis and dreaming one

night of an old crest, of a golden-headed hawk striving to release itself from a globe, over the home door, painted it and sent it to Demian. His answer came, "The bird fights its way out of the egg. The egg is the world. The bird flies to God. The name of the God is Abraxas."

Soon after this Sinclair became the friend of a musician named Pistorius who worshipped the God Abraxas — "a divinity on whom the symbolical task was imposed of uniting the divine and the diabolical" — and this friendship gave Sinclair the strength that he needed in his lonely search for self-expression. From now on he learned to live more completely in his dreams — strange minglings of spirituality and sensuality and he learned that "there is no reality except that which we have in ourselves." His thoughts were continually with Demian and his dearest possession was a picture which he had painted and which resembled his friend and yet embodied for him a spirit including friend, mother and mistress. Ever he sought to grope his way forward — no matter where it led.

During the holidays at home, Sinclair discovered that Demian's mother was the creature of his picture and he began a search for her finally finding her living with Demian near the university to which his father had sent him for a course in philosophy. During this trying search two volumes of Nietzsche, who too had sensed his destiny and had gone on through suffering to the heights, were his only companions.

Life with Demian was again resumed with Mother Eve — the ageless woman — as listener, counselor, mother and beloved. Then a sense of the impending war fell over their lives and troubled their dreams and visions. However, their days were full of contentment and new lessons. They came nearer the long-sought-for goal and found that they "were not separated from the majority of creatures by boundaries but rather by a different sort of vision. — For we were awake, or were waking, and our endeavor was to be more and more completely awake whereas the others strove to be happy, attaching themselves to the herd, the opinions and ideals of which they made their own."

They came to see "how all the ideals of mankind up to the present have their origin in dreams of the subconscious soul, dreams in which humanity is feeling its way forward into the future." They felt that they should attain as near to self-realization as possible so that the troubled future might find them ready to fill any role assigned to them.

Finally the war broke in all its fury over the world — "a giant bird was fighting its way out of the egg, and the egg was the world and the world had to go to ruin." Demian, wounded in battle, dies but leaves the realization with Sinclair that they are one in spirit.

In Hesse we find an extremely acute psychologist, without cynicism, painting his characters with fidelity and truth. The solving of the riddles of nature and humanity occupy the center of the stage in 'Demian' and the inmost recesses of a man's soul are opened to the view of the audience.

Immediately Keller's work is brought to mind in the realistic treatment, the probing of thoughts and actions and the 'warmth of language'. Moods are handled with careful perspicuity and delicate situations with a fine sense of fitness. With Hesse as with Theodor Storm we find a predilection for recalling events of childhood and casting over them the glamour of the romantic. His wonderful descriptions of nature and his hope of a world eventually filled with love and goodness make one think of that arch-romanticist Tieck. Alfred Kuhn says of Hesse, "we all lie in the gutter but some of us look at the stars."

So here is a novel from the soul of a lyrist, full of mysticism and symbolism, full of a groping after destiny which is the subconscious desire of the soul. Here is a book that will be read and re-read because those who seek,

who question, those who are discouraged in their search "for the realities of self" will find in it encouragement to go on.

The novel is not concerned with externals and its main theme is the psychic life, as has already been made plain, of Sinclair. The characterizations in it are remarkable because they stand out as clear and convincing as real people, not from any description of the characters but from their conversations. Sinclair is a sensitive boy, full of a love of beauty, full of an inward unrest, of earnestness and sincerity — a romanticist and mystic, who without Demian as friend and guide would never have reached the promised land.

Demian, all-knowing, wise and gentle, teacher and guide, embodies the spirit of Christ. Neither he nor his mother Eve seem as real as Sinclair. They are the symbolical forces of his destiny.

As Demian symbolizes Christ, so Eve is symbolical of the ideal woman. She is human and yet divine. Sinclair loves her with the "sensual and unsensual love, reality and symbol merged into one another." She is ever ready at his call of need to comfort and to bless him.

Hesse has given us a book with a depth of sincerity, an insight into the great struggle for development and a language full of passionate earnestness that calls to the depths within us. "Das Erleben des Helden werden heute und später noch viele ähnlich erleben; so ist das Sinnbild des Ewigen in ihn."

Some may think that there are morbid places in the novel which were better left out. No soul struggle but has its gutter and its mud. It does teach a lesson — in this particular Hesse does not differ from the other Swabian writers — but the lesson does not obtrude itself so as to be distasteful, — it is rather welcome.

The book does make one think, and think deeply, and thus opens up new trains of stimulating thought. The style is simple and sincere even in the translation and though there are imperfections that try our patience, we feel that they are the fault of the translator and not of the author. The emotions depicted are kept well under control and there are no nerve-racking scenes. The book is original in its treatment of psychic life and for this reason is significant as a step forward in literary activity. It leaves the reader in a state so exalted spiritually that he feels as if a new revelation was about to be given him. May we have more novels of this kind from the pen of Hermann Hesse!

III. Bücherbesprechungen

Neue Beiträge zur Erziehungswissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Schneider. No. 1: *Wesen und Bedeutung der Schulzeugnisse und ihre pädagogische und psychologische Auswertung.* Von Dr. J. Sost. Paderborn 1926. Verlag Ferdinand Schöningh. Gr. 8. 12+103 Seiten. RM 3.60.

Unter Heranziehung der deutschen Literatur gibt der Verfasser zunächst einen Einblick in das Wesen der Schulzensur und des Zensierens. Aus Questionnaires, von Schülern und Lehrpersonen beantwortet, werden weitere Daten über Wert und Bedeutung der Schulzeugnisse gewonnen. Bei der Beurteilung ein und derselben Arbeit ergibt sich bei deutschen Lehrern eine 80%ige Übereinstimmung. Dies ist ein weit besseres

Ergebnis, als z. B. amerikanische Untersuchungen zeigten. In weiteren Abschnitten wird die korrelationsstatistische Verarbeitung von über 65000 Zensuren geboten. Hierbei kommt der Verfasser zu teils sich mit amerikanischen Untersuchungen deckenden, teils abweichenden Ergebnissen. Hervortretend ist u. a., daß die Leistungsvariationen der Volksschule sich nicht mit der Normalkurve decken; sondern diese wird nach der Seite der „guten“ Zensuren verschoben. Die Zahl der Repetenten beträgt etwa 7.5% für Jahrgang 1-6. Sind alle Eliminationen gemacht, so durchlaufen bei Schülern der niedersten sozialen Klasse nur 48% das achte Schuljahr. Solche Zahlen sprechen! Sie dürften auch eine konkretere Grundlage zur Re-

form bieten, als wertphilosophische Betrachtungen. Die Bemerkungen über die einzelnen statistischen Verfahren — Korrelationsrechnung — sind interessant, lassen jedoch eine gewisse Primitivität und Unerfahrenheit in bezug auf amerikanische Verhältnisse nicht verkennen. Rankkorrelationen können heute als historisch betrachtet werden und haben nur noch Demonstrationswert. Auch die Zahl der angeführten Fälle ist zu gering, um davon Allgemeines abzuleiten. Die vom Verfasser erwähnten amerikanischen Zensierungsmethoden sind überholt und durch feinere ersetzt. Neuorientierung wäre empfehlenswert. Jedenfalls aber kann die vorliegende empirische Untersuchung als eine reiche Fundgrube wissenschaftlicher Erfahrungen bezeichnet werden.

Giese, Dr. Fritz „*Psychologisches Wörterbuch*“. In Leinen gebunden RM 4.80. 185 Seiten. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.

Teubners kleine Wörterbücher haben sich in kurzer Zeit bei Laien und Fachleuten den Ruf der Unentbehrlichkeit erworben. Die Bündigkeit und wissenschaftliche Sachlichkeit, mit der hier auf engem Raume eine Orientierung auf dem betreffenden Wissenschaftsgebiet geboten wird, ist erstaunlich.

Band 7 der Sammlung, Dr. F. Gieses „*Psychologisches Wörterbuch*“ liegt nun in der zweiten Auflage vor. Weitere, neuere Grundbegriffe sind in diese Ausgabe aufgenommen, erweitert sind auch die biographischen Angaben.

In Amerika kann das Büchlein allen Fachpsychologen und Erziehungswissenschaftlern und Studenten dieser Wissenschaft empfohlen werden; besonders wenn sich Studenten irgendwie mit der deutschen psychologischen Literatur beschäftigen. Das Buch gibt nicht nur das technische Vokabularium der deutschen Psychologie, sondern daneben auch genaue Begriffserklärungen, geschichtliche Anmerkungen und weist auf Literatur und Autor hin. Für Studenten, die ihr „scientific German“ in Psychologie abzulesen haben, ist das Wörterbuch z. Zt. das beste und ökonomischste Hilfsmittel.

Willi Reitz.

Fritz Geyer, *Griechische Staatstheorien (Platon und Aristoteles)*. Der Dreiturmbücherei Nr. 26, 86 S. München und Berlin 1926, R. Oldenbourg.

Ein (auch äußerlich) sehr hübsches kleines Büchlein. Es enthält eine Auswahl des (staats-theoretisch) Wesentlichsten aus Platons „*Staat*“, Platons „*Gesetzen*“ und Aristoteles' „*Politik*“. Vorangestellt ist ein kurzer Abschnitt aus Herodot (Gespräch der persischen

Fürsten über die beste Verfassungsform). Eine ausgezeichnete knappe und verständliche Einleitung über die geographischen Bedingungen und die geschichtliche Entwicklung, mit der das griechische Staatsleben und seine Theorie verwachsen ist, umfaßt 6 Seiten. In 12 Spalten bringt sie die allerwesentlichste Literatur, — die schlechthin klassischen — aber nur die deutschen Untersuchungen und Einführungen aus den letzten 10 Jahren philosophisch-historischer und sozialgeschichtlicher Arbeiten, soweit sie das griechische Thema betreffen.

Wilhelm Huber, *Politische Geographie*. Eine Auswahl, zusammengestellt zur Einführung in geopolitisches Denken. Der Dreiturmbücherei Nr. 27. München und Berlin 1927, R. Oldenbourg.

Das Büchlein (85 S.) enthält eine geschickte und schöne Auswahl aus dem von Ratzel begründeten geopolitischen Schrifttum. (In erster Linie Stücke aus Ratzel (seinem klassischen Werk „*Politische Geographie*“), sodann Kapitel aus Kjellen, Supan, Maull, Wütschke, Haushofer, Obst, Lautensack, Hettner.)

Dieses Zusammenstellung — deren jeder einzelne Beitrag, die heute allgemeine und stark sich herausarbeitende Richtung organischer Staatslehre widerspiegelnd, den Staat von den verschiedensten Gesichtspunkten aus als einen je bodenständigen Organismus herausstellt, — „möchte eine erste Anregung geben zu geopolitischem Denken und zugleich die als Schulwissenschaften oft so getrennten Fachgebiete der Geschichte und Erdkunde einer gewissen Synthese entgegenführen, möchte darauf hinweisen, daß alle geschichtlichen Vorgänge auch eine geographische Grundlage haben, daß Herder recht hat, wenn er „*Geschichte in Bewegung gesetzte Geographie*“ nennt.

Die einzelnen Beiträge sind so zusammengesucht und zusammengestellt, daß sie inhaltlich ineinandergreifen — wie etwa die Reden des platonischen Symposion. Die interessantesten Bezüge — der Art der Staatsbildung zum gegebenen Lebensraum; der national-geistigen Eigenart zur vorhandenen Raumgröße des nationalen Territoriums (Streit und Kontrast „großer und kleiner Raumauffassung“ — z. B. Amerika und Deutschland; „Frühreife“ im „engen Raum“; die Bedeutung der „Grenzen“ (gute und schlechte Grenzen), der „Lage“ (Mittellage, Außenlage, Drucklage (hoher „Druckquotient“), der physischen Struktur der Staaten, ganzen Länder (die jeweilige Charakter- und Schicksalsbestimmtheit der verschiedenen Kontinente unter dem Einfluß ihres

„Reliefs“), die Bedeutung von Staat und Meer (die geistigen Elemente der Seemacht, die Bedeutung des „Gegen-gestades“ z. B. für die Gestaltung der Politik Athens, Roms, Englands, Japans etc.) — solche und viele andere Beziehungen treten in hellen Linien vor Auge und Phantasie.

Zwischen den Zeilen stellt sich dem deutschen Leser heraus, daß die Grenzsetzungen des Versailler Vertrags jeden „organischen Geographen“ dieser Schulung zu innerer Kaserei bringen müssen. Allein, das Buch ist ohne jede nationalpolitische Hinterabsicht geschrieben und zusammengestellt.

Franz Braun, A. Hillen-Ziegfeld, *Geopolitischer Geschichtsatlas*. I. Teil: *Das Altertum*. Dresden 1927, L. Ehlermann.

Diejenigen unter uns, die vor 1914 in humanistischen Gymnasien erzogen wurden, — so dankbar wir ihnen übrigens sind, — wollten Gott wohl auf den Knien danken, wenn sie damals, statt in blindem Gedächtnis öde Daten zu pauken, denjenigen Geschichts- und geopolitischen Unterricht sich mit den Augen hätten einverleiben können, der heute an deutschen Unterrichtsanstalten aller Art betrieben wird. Der hier angezeigte geopolitische Geschichtsatlas ist ein glänzendes Beispiel dieser neuen höchst lebendigen und geistvollen Unterrichtsweise.

Karten und Text sind getrennt in zwei Heften. Man stellt die Karten vor sich und liest den Text. Auf 54 Seiten Text und durch das Medium von 25 Tuschskizzen drängt sich die Alte Geschichte in wenigen schwarzen kräftigen Linien aus dem Boden heraus und windet und stemmt sich durch das Landschaftsrelief. Ein Drama einfachster Notwendigkeit rollt sich vor dem Auge ab; der Wuchs des „Staates“, seiner Außenpolitik, Wirtschaftspolitik, Staatsverfassung schließt sich in einfachen Entwicklungslinien unvergeßlich ab. Text und Karte wirken zusammen Wunder für das Auge. Das statische Mosaik der farbigen (nur scheinbar übersichtlichen) allzu inhaltreichen früheren Schulatlanten ist ersetzt durch Karten, deren jede einzelne in dynamischer Schwarz-Weiß-Technik ein paar Linien zu deutlicher Idee herausstellt. Höchste Übersichtlichkeit und Klarheit in der stofflichen Darbietung: d. h. „maßvolle Beschränkung auf das Wichtigste und Einstellung jeder Karte auf eine bestimmt herauszuarbeitende Idee.“

Die radikal und energisch ineinandergreifende Folge aller Karten vermittelt einen großartigen „auf das Ganze des

Mittelmeer-Altertums bezogenen inneren Zusammenhang“. Trotz strengster zeitlicher Übersichtlichkeit herrscht nicht öde chronologische Reihenfolge, sondern lebendige Linien- und Kreisführung, auch unter Anspielung auf Analogien innerhalb verschiedener Epochen, selbst solche, die jenseits des Altertums weiterlaufen: so wird z. B. die Struktur des Balkans, des Hexenkessels moderner politischer Geschichte, schon in diesem Geopolitischen Geschichtsatlas des Altertums unverwischbar deutlich.

M. Baumgarten

Karl Vorländer, *Geschichte der Philosophie*. 3 Bde. (je 300 S.). 7. Auflage. Leipzig, Felix Meiner, 1927.

Diese 3 Bände eines Grundrisses der Geschichte der abendländischen Philosophie bedürfen keiner Empfehlung mehr für irgend einen deutschen Studenten der Philosophie. Jedermann weiß: sie sind zur Zeit das beste, übersichtlichste und — bei dieser Knappheit des Umfangs — das gegenständlich erfülltste und deutlichste Hilfsmittel für jeden Studierenden in diesem Felde. Die einzelnen Kapitel sind keine „Essays“ über den betr. Philosophen, sondern Nachzeichnung der systematischen Hauptgedanken und schlichte folgsame Berichterstattung aus dessen Schriften. Nirgends Allgemeinheiten; der konkrete Stoff ist überall herangeschafft und aufgedeckt, ohne daß dadurch die gut vereinfachten Umrisse des jeweilig dargestellten Systems erdrückt würden. Kein großer „Apparat“ beschwert das Buch, aber die beste und wesentlichste Literatur ist zu jedem Paragraphen bündig und sorgfältig (und spürsinnig: z. B. unter Berücksichtigung besonders wertvoller Zeitschriftenartikel) ausgewählt. Die Erträge einer Philosophie sind jeweils umfassend verfolgt, nicht nur im Sinn ihres „schulphilosophischen“ Gehalts und Zusammenhangs, sondern auch im Sinn ihres „weltphilosophischen“ Interesses; auch die sozialpolitischen, pädagogischen Gesinnungen und Nebenleistungen eines Philosophen sind stets liebevoll gewürdigt.

Die Bände sind nicht von einem Philosophen geschrieben — aber von einer „glücklichen Hand“. In diesem Sinn gemahnen sie von ferne an den (viel grasseren) Fall, wo ein in sich selbst sehr unphilosophischer Schuldirektor (der als solcher sich in den „Einleitungen“ gelegentlich (aber ohne Ärgernis) verrät die „Philosophie Goethes“ in einen der schönsten und gelungensten Bände der „Philosophischen Bibliothek“ (Felix Meiner 1922) zusammengetragen hat, auf den man wo immer möglich (z. B.: hier) immer wieder aufmerksam machen

sollte. Von gleicher sachlicher Güte sind diese 3 Bände der Vorländer'schen Geschichte der Philosophie. Den amerikanischen Studenten der Philosophie fehlt noch immer eine solche „Geschichte“, — die nicht zu schwer oder zu lang, aber auch nicht zu vage, kurz und nichtsagend ist: Vorländer's Bände sollten schleunigst ins Englische übersetzt werden.

Theodor Litt, Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927.

Das vortreffliche Schriftehen (27 S.) geht davon aus, daß gerade heute solch ein „Einfluß gegenwärtiger Philosophie“ bündig festgestellt werden könne, da in der Tat eine „gegenwärtige Philosophie“ faßlich existiere, wie das (selten genug in so starker Gestalt wie gerade heute) an Konzentrationspunkten historischer Perioden sich ereigne. „Unverkennbar beginnen früher von einander abgekehrte Denkrichtungen in einer Weise auf ein und denselben Brennpunkt hin zu konvergieren, die beweist, daß sie den einst bekämpften gegnerischen Ideen in sich selbst Einlaß gewährt haben“ (S. 8). In dieser vorteilhaften Lage versucht die Schrift nun das Philosophische in gegenwärtigen pädagogischen Theorien und Systemen und die pädagogischen Ideen in gegenwärtigen Theorien und Systemen der Philosophie wechselseitig herauszustellen oder nötigenfalls das Stück latenter Pädagogik, das manche Philosophie in sich trägt, und das Stück latenter Philosophie, das aus gewissen Bildungsidealen entbunden werden kann, ans Licht zu ziehen (13).

Im einzelnen wird diskutiert: die These der positivistisch experimentellen Pädagogik (Meumann, Bergemann, I. R. Kretschmar), als Gegensatz die These des Logizismus (die platonisierende Pädagogik Natorps); die Richtung der „Lebensphilosophie“ (Nietzsche, Dilthey, Bergson, Simmel, Keyserling, Spengler). Der radikale (subjektivistische) Flügel der Lebensphilosophie (die Pädagogik des „Wachsenlassens“) wird, zusammen mit dem „pädagogischen Expressionismus“ („Werkschule“, Lernen als Ausdrucksgellegenheit für das Kind) kritisch diskutiert: indem schließlich die Strömung der Husserl'schen Phänomenologie als die große Linie bezeichnet wird, zu der hin alle Tendenzen konvergieren. Das Motto dieser Philosophie könnte schlecht so formuliert werden: „Zu den Sachen“. In ihr findet gleichmäßig Berücksichtigung: die fließende Seite des Handelns und Lernens als Subjekt-Erlebnisses und die allen Subjektivismus

bindende, verpflichtende Seite des Gegenständlichen mit seinen ständigen Strukturen. Die „Zucht des Gegenständlichen“ führt das individuelle Subjekt in die Gemeinschaft (die Arbeiten Schellers, Sprangers werden hervorgehoben, Kerschensteiner, A. Fischer, O. Scheibner) „Selbst der Begriff des Klassischen, jedem romantischen Expressionismus ein Greuel, gewinnt auf diesen neuesten Linien wieder Bürgerrecht.“

E. Baumgarten

Hans Balzer: Die Technik der Vortragsveranstaltung (Schriften zur Buchwerbung, Heft 6) Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, Leipzig.

Fritz Gerathewohl: Erziehung zum Redner. Zentralverlag, Berlin 1926.

Erich Drach: Spracherziehung (Handbuch der Deutschkunde hrg. von W. Schellberg u. J. G. Sprengel, Bd. 3) Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1926. ordentlicher Umsicht die Vorbereitungen zu einem Vortragsabend sowohl von seiten des Veranstalters als auch des Vortragenden. Seine praktischen Vorschläge betreffs Zeitungspropaganda, Eintrittskarten, Saal und Bühne sind auch für Leiter hiesiger Vereine von Wert und könnten manchen Mißgriff verhüten helfen.

Seit etwa fünfundzwanzig Jahren Balzers Büchlein bespricht mit außerhaben deutsche Universitäten Lektorenstellen für Redekunst eingerichtet. Die Wirkung dieser Maßregel ist in den neuerlich erschienenen Anleitungen für Redner deutlich zu spüren. In älteren Büchern dieser Art finden wir gewöhnlich eine erstaunliche Unkenntnis der phonetischen Grundlagen der Stimm- bildung und Aussprache. Heutzutage dagegen stützen sich auch die Elementarbücher auf sichere Ergebnisse der Forschung.

Das Heftchen Gerathewohls beginnt mit einer kurzen Besprechung der Atemtechnik, behandelt dann den Einsatz, Stimmlage, Tempo, Vokal- und Konsonantenbildung und verwandte Probleme und gibt endlich knappe Anleitung betreffs Aufbau der Rede, Ausdruck und Vortrag. Ein letztes Kapitel ist der Versammlungstechnik und parlamentarischem Brauch gewidmet.

Umfassender und tiefer greift Drach die wissenschaftlichen und pädagogischen Probleme an. Der Verfasser, Lektor der Sprechkunde und Vortragskunst an der Universität Berlin, gibt im ersten Teil seines Buches einen Lehrgang der Stimm- und Sprachbildung, im zweiten eine praktische Anleitung zur Sprecherziehung im Unterricht. Sich überall

auf sichere wissenschaftliche Forschung stützend, bietet er mit selbständiger Beherrschung der pädagogischen Probleme auch für die Selbsterziehung klare, praktische und ausführliche Belehrung. Ich kenne kein Buch dieser Art, das mit größerer Unvoreingenommenheit die Fragen der Betonung und Stimmgebung von innen heraus entwickelte. Auch die neue Kunst des Sprechchors ist berücksichtigt.

Übrigens befremdete mich bei der sonst so geschmackvollen und individuellen Sprachbehandlung des Verfassers ein häßlicher Gebrauch der Titel, die gerade so gut in Klammern hätten gesetzt werden können, in diesem Satze: „Insbesondere förderten den methodischen Weiterbau aus dem engeren Kreis meiner Mitarbeiter Herr Universitätsassistent Karl B. Graef-Berlin, Herr Studienassessor Dr. Alfred Simon-Dresden, Fräulein Lehrerin Käthe Stobbe-Berlin-Halen-see.“

The Johns Hopkins University.

Ernst Feise

Das amerikanische Schulwesen von Georg Kartzke, Quelle und Meyer, Leipzig. 1928.

Dies Werk füllt zweifellos in der pädagogischen Literatur Deutschlands eine oft und tief gefühlte Lücke aus. Denn die Kenntnis unsres so ganz anders gearteten Erziehungswesens ist drüben keineswegs so gründlich und allseitig, wie man das erwarten dürfte. Wurde ich doch vor gar nicht langer Zeit von den Primanern der Gaudig-Schule, deren Gast ich war, allen Ernstes gefragt, ob denn nicht in Amerika Privatschulen gesetzlich verboten seien. Unbergentz war ihr Erstaunen, als ich ihnen erklärte, je grösser der Geldbeutel eines Vaters sei, um so exklusiver sei die Privatschule, in die er seine Kinder schicke. Zwar existieren andere Versuche einer Darstellung unsres Schulwesens, es sei nur an die Werke von Viereck und von Thwing erinnert. Jedoch das erstere ist bereits etwas veraltet und das letztere ist nicht für Ausländer geschrieben. Selbstverständlich ist es für den Deutschen außerordentlich schwierig, sich in unser Bildungs- und Schulsystem hineinzudenken, weil es aus andern Ursachen entstanden ist und oft auch andre Ziele verfolgt. Dieser Schwierigkeit trägt der Verfasser im vollsten Maße Rechnung. Er bemüht sich, unsere amerikanischen Einrichtungen durch deutsche Begriffe und Systemformen verständlich zu machen. Wo es nötig ist, wirkt er, der in langjähriger Erfahrung verschiedene Arten unsrer Anstalten kennen gelernt hat,

aufklärend und räumt wohl auch mit Vorurteilen auf. Was beispielsweise Kartzke über das amerikanische College sagt, wie er seine Bedeutung umgrenzt und würdigt, das sollte in Zukunft für deutsche Schulbehörden maßgebend sein. Dankbar dürfen diese auch sein für den wertvollen Anhang des Buches, der vor allem eine lange Liste der allgemein anerkannten Hochschulen, eine Erklärungstafel der für akademische Titel gebräuchlichen Abkürzungen und eine Bibliographie der neusten einschlägigen Literatur enthält, die der Verfasser selber bei der Ausarbeitung gebraucht oder doch eingesehen hat.

A. B.

Schmidt-Glocke. Deutsche Stunden. Lehrbuch nach der direkten Methode. Boston, D. C. Heath and Company, 1928.

Teachers of German using Schmidt-Glocke's *Das erste Jahr Deutsch* will welcome the book in this revised form.

Although designed primarily for use in the average high school course, *Das erste Jahr Deutsch* has become a favorite among college and university instructors, the only regret being that it did not furnish sufficient material in the essentials of German. *Deutsche Stunden* supplies this deficiency, and contains all that is necessary for a full basic course in the language. The additional material is found in the fourth part of the text, "*Geschichte und Sage*", from which are developed the same sound types of exercises to be found in *Das erste Jahr Deutsch*. Since *Part Four* is a continuation of *Das erste Jahr Deutsch*, an "Anhang" furnishes additional German—German exercises for review, and a second "Anhang" supplies sufficient sentences for translating from English into German. Both types of exercises definitely and logically emphasize and review paragraph by paragraph the grammatical points developed in the lessons of *Geschichte und Sage*, viz., those usually reserved for the second year of high school: the passive voice, the subjunctive mode and its common uses, the modals in the compound tenses, the other verbs with two forms for the past participle, the prepositions governing the genitive, and the German participial construction.

The reading lessons in *Part Four* contain valuable material in the form of interesting legends and historical or geographical sketches, to introduce the student to the rich store of German civilization and to awaken in him a desire for further material on German life and literature, history and legend. An interesting lesson is devoted to Ger-

man Austria. A brief but richly compact geographical description of the country is followed by a sketch of the character of Vienna and environs, together with a characterization of its people and their peculiar contributions to industry and art. The student is also introduced to the charms and importance of Graz and Salzburg as well as to the most renowned health resorts of Austria and the Tyrol. The lesson is rich in the proper kind of *Realien*. Why not add a similar reading lesson on the "Tell" region in Switzerland, accompanied by the three lyrics at the opening of Schiller's drama? It would be a stimulating introduction to the drama itself, which is often read with success in college in the fourth semester.

The logical development of subject matter based on sound pedagogical principles, which distinguished *Das erste Jahr Deutsch*, is likewise an excellent feature of the fourth part of *Deutsche Stunden*. Though the main purpose of the book is to give the pupil a good reading ability, it nevertheless is one of the best texts for a substantial modified direct-method course for oral and aural training. Only one topic is developed at a time, thus relieving the student of the usual confusion and distraction. The vocabulary is developed by questions and answers on the reading material, requiring the pupil to learn new words in connected thought. The most valuable feature of the book is the clever recurrence both of the vocabulary and the grammatical principles and constructions. Neither are the fundamentals of the earlier parts of the book ever lost sight of in the exercises of Part Four.

In the questions based on the reading lessons the "Yes and No" type might often have been substituted for one asking for information. In § 461 there are perhaps too many "Yes and No" questions, and in § 490, e.g., such a question as: *Ist Österreich eben oder gebirgig?* would have been better than the mere: *Ist Österreich gebirgig?* as the former question would call for antonyms and thus enrich thought and expression. The preposition *bis*, occurring probably more often than *wider*, should have been listed in § 643, especially since the vocabulary gives it both as a conjunction and a preposition. Minor points for correction are too trivial to dwell upon. The excellencies of the book, its logical plan, its well selected reading material, its carefully chosen vocabulary, the observance of sound principles of language study, make *Deutsche Stunden* rank high both as a basic book for the

study of German and as a superior modern language text.

North Carolina College for Women.

Caroline P. Schoch.

Zur Deutschkunde.

(1) *Waldemar Oehlke, Deutsch. Wegweiser in Semester-Briefen für Studierende der deutschen Sprache und Literatur.* Darmstadt und Leipzig, Ernst Hofmann & Co., 1928. 40 S., kl. 8°. M. 1.20.

(2) *Der deutsche Genius.* Mit einem Geleitwort von Rudolf Eucken herausgegeben von der ehem. Deutschen Büchereigesellschaft. 31.—50. Tausend. München, „Der Deutsche Genius“ — Verlag Hanns Fruth, 1924. 241 S., 8°.

(2a) *Theo Herrle, Römertum.* (Hilfsbücher zur Geschichte und Kultur des Altertums, herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Friedrich-Leipzig. Heft 20). Leipzig, Jaegersche Verlagsbuchhandlung, (1926). 56 S., gr. 8°, mit zwei Karten. M. 1.40.

(2b) *Herman George Scheffauer, Das geistige Amerika von heute.* (Wege zum Wissen 47). Berlin, Ullstein-Verlag, o. J. 185 S., 16°.

(3) *Gustaf Kossinna, Altgermanische Kulturhöhe.* Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte. München, J. F. Lehmann, 1927. 80 S., 8°. Geh. M. 2.—

(4) *Georg Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit.* 4. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. 1005). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927. 199 S. Geb. M. 3.—

(5) *Heinrich Gerdes, Geschichte des deutschen Bauernstandes.* 3. Aufl. (A. N. u. G. 320). Ebd. 1928. 127 S. Geb. M. 2.—

(6) *Eduard Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung.* 6. Aufl. (A. N. u. G. 14). Ebd. 1927. Geb. M. 2.—

(7) *Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche.* 3. Aufl. (A. N. u. G. 518). Ebd. 1927. 108 S. Geb. M. 2.—

(8) *J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied.* 7. Aufl. (A. N. u. G. 7.) Ebd. 1927. Geb. M. 2.—

(9) *Kurt Nédlich und Hans Liesigk, Deutsche Sprach- und Volkskunde.* Mit 54 Abbildungen und 3 Tabellen. Leipzig, G. Freytag, 1928. VIII + 109 S., gr. 8°.

(10) *Erich Wentscher, Die Rufnamen des deutschen Volkes.* Eine Studie. Mit einem Verzeichnis unserer gebräuchlichen Rufnamen nebst deren Wortsinn. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1928. 52 S., gr. 8°. Geh. M. 2.40

(11) *Beiträge zum Deutschunterricht.* Herausgegeben von E. Edert (Zeitschrift

für Deutschkunde. 20. Ergänzungsheft.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927. IV + 148 S., gr. 8°. Geh. M. 3.60.

(12) Karl Bergmann, *Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache*. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1926. XVI + 229 S., gr. 8°. Geh. M. 5.70.

(13) Richard Laube, *Wortkunde für die Volksschule*. 2. Aufl. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1928. VIII + 248 S., 8°. Geh. M. 4.50.

(14) Alfred Hoshke und Wilhelm Vogelpohl, *Leben im Wort*. Bilder aus der Sprachgeschichte und Wortkunde. Ein Volks- und Jugendbuch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1927. VI + 156 S., 8°. Kart. M. 2.20.

(15) Ernst Wasserzieher, *Bilderbuch der deutschen Sprache*. 75 Aufsätze zur Sprachgeschichte. 2. Aufl. Berlin, Ferdinand Dümmler, 1925. X + 308 S., kl. 8°. Geh. M. 4.— (geb. M. 5.—).

Pädagogik, Führung, ist auch in der akademischen Wissenschaft Trumpf geworden. Vor wenigen Jahrzehnten hätten die Fachgenossen ein Büchlein wie das von Oehlke (1) entrüstet abgelehnt oder verächtlich darüber die Nase gerümpft. Es stellt sich dem Zweck nach in eine Reihe mit den Anleitungen von Friedrich von der Leyen und Georg Baesecke (die der Verfassen neben dem Schriftchen von Viktor Michels in den Bücherlisten auch hätte nennen können), sowie denen von Heiz Hungerland (das freilich recht dürrig ausgefallen ist) und Hermann Ammon, hat aber in der Ausführung durchaus seine eigene, recht erfrischende Note. Die gewählte Form — Briefe an einen erdachten jungen Freund, der dann jeweils am Ende des Studienjahres seine Erfahrungen, Nöte und Zweifel darlegt und um weitere Ratschläge bittet, — hat viel Anregendes und ist geschickt durchgeführt. Oehlke betont seiner Anlage gemäß mehr die Literaturgeschichte, findet aber den richtigen Ausdruck für das Verhältnis zwischen sprach- und dichtungsgeschichtlichen Neigungen (S. 8: „Ganz zu trennen ist das eine nicht vom andern, denn Deutsch bleibt Deutsch. Keine Literatur ohne Sprache wie kein menschlicher Organismus ohne lebendiges, sich immer wieder verjüngendes Blut!“) wie auch für die verschiedenen Richtungen in der Forschung (S. 10: „Eigentlich gibt es eine Richtung, die alle ersetzt: tüchtige Arbeit“), spricht auch ein kräftig Wortlein über die akademische Zunft (hier wäre an Jacob Grimms hübsches Wort zu erinnern: „Universitäten sind wie Gartenanlagen, die nicht gerne etwas wild wachsen lassen“) und über Gründerehrgeiz auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, wird gelegentlich auch bissig wie

bei der Rede von Professoren söhnen und -schwigersöhnen (wo der Niechteinge-weihte doch wohl ein falsches Bild erhalten dürfte). Die Bücherlisten sind verständlich und sorgfältig; hinter Feists Buch S. 5 würde ich ein Fragezeichen setzen; die vier Bände von Seilers großem sprach- und kulturgeschichtlichem Werk (S. 20) sind längst auf acht angewachsen. Ich wünschte Oehlkes Büchlein in der Hand recht vieler Jünger unserer Wissenschaft, daneben aber auch zur Ergänzung die Schriften von Baesecke und v. d. Leyen.

Führung ist heute vielleicht besonders wünschenswert bei der bewußten Abkehr der Jüngeren von der Kleinarbeit und Zersplitterung nicht nur in unserer Wissenschaft und bei dem Drange nach Zusammenfassung, dem Streben, die Dinge unter großen Gesichtspunkten zu schauen, ein geschlossenes Weltbild zu gewinnen, eine Erscheinung, die sich in der Geistesgeschichte je und je zwangsläufig wiederholt und nur leider zu oft dazu verführt, übers Ziel hinauszuschließen, auch in den Mitteln nicht immer wählerisch zu sein. Eine der erfreulichsten Teilerscheinungen dieser geistigen Einstellung ist die Besinnung auf das eigene Volkstum, die dem Deutschland der bösen Nachkriegszeit zum besonderen Segen werden zu sollen scheint. Das Buch vom deutschen Genius, aus der Abwehr übertriebener fremdvölkischer Kulturansprüche heraus entstanden, wird auch lange über diesen Zufallsursprung hinaus seinen Wert behalten. Es ist von zehn Gelehrten verfaßt, und es sind darunter Namen von bestem Klang. Naturgemäß sind die Beiträge von ungleichem Wert; schwächlich wirkt Bieses Aufsatz über die deutsche Literatur, ausgezeichnet Steinhausens „Deutsche Kultur“ und Feldhaus' „Deutsche Technik“. Die Verbesserung der Druckfehler hätte sorgfältiger sein können.

Hätten wir doch auch für die Deutschkunde eine so prächtige Zusammenfassung wie Herries „Römertum“ (2a)! Da steht kein Wort zu viel, und alles Nötige ist gesagt, klar und eindringlich; musterhaft, wie auf den ersten zehn Seiten die Wesenszüge des alten Römertums, S. 4 auf einer halben Seite die der lateinischen Sprache herausgestellt werden.

Könnte ich mich nur auch für Schefauers Buch über das geistige Amerika von heute so begeistern! Gewiß ist es eine ungewöhnlich feine und scharfsinnige Studie, und gewiß hat der Verfasser — leider Gottes — in vielem recht. Aber das Leben in der Verbannung ließ den vor Jahresfrist auf tragische Weise

geendeten Kalifornier doch manches gar zu bitter empfinden und die Lichtseite geflissentlich mißachten. Wir wollen keiner satten Zufriedenheit und Schönfärberei das Wort reden; aber manchmal beim Lesen dieser Abhandlung kommen einem doch die Worte des Kürassiers aus Wallensteins Lager in den Sinn: „Wo du nur die Not siehst und die Plag', da scheint mir des Lebens heller Tag“.

Das Gefühl, auch das lobenswerteste, soll man nicht mit dem Verstand davonlaufen lassen, wenn man wissenschaftlich über sein eigenes Volk schreibt. Und diesen Eindruck empfängt man des öftern beim Lesen von Kossinnas „Altgermanischer Kulturhöhe“ (3). Gewiß ist der Kulturzustand der alten Germanen hundert- und tausendmal unterschätzt, der Einfluß fremder, besonders der römischen Kultur oft und oft zu hoch angeschlagen worden, und gerade Kossinnas Wirken hat einer maßvolleren und verständigeren Beurteilung die Wege geebnet. Unterschätzen aber soll man auch nicht die Fülle unverwüster Jugendkraft, die die Germanen instandsetzte, Errungenschaften einer fremden Kultur nach dem eigenen Wesenskern umzugestalten, sie in den eigenen Lebensstil zu übersetzen, während so viele andere Naturvölker bei der Berührung mit fremder Zivilisation körperlich und sittlich zugrundegehen. Über die technische Seite des Büchleins, namentlich Kunst und Kunststil, steht es mir nicht an zu sprechen, und darin mag vielleicht seine besondere Stärke liegen. Jedenfalls aber darf man sich der Wärme und dem Feuer des greisen Gelehrten beim Ruhm und Preis der germanischen Altvordern nicht urteilslos gefangeneben.

Zur Berichtigung lese man daneben Steinhausens wertvolle Untersuchung über die germanische Kultur in der Urzeit, nun schon in vierter Auflage (4), zumal was S. 55 die kulturelle Entwicklung im Süden und im Norden seit der Bronzezeit gesagt ist. Steinhausens Buch wahrt „seinen alle Seiten des Lebens umfassenden, zumal auch die inneren Seiten betonenden Gesichtskreis und seinen durchaus wissenschaftlich-objektiven, überall nach Zuverlässigkeit strebenden Standpunkt“, und diese Zuverlässigkeit ist durch die in gutem Sinne nüchterne Behandlung auch erreicht. Darum bedaure ich auch, daß gegenüber „einer einseitigen, gefühlsmäßigen, fast romantisch-phantastischen Anschauung von der alle Völker überragenden germanischen Herrlichkeit“ ein Wort wie (S. 14) „Das schönste Zeitalter menschlicher Kultur, das griechische“ gefallen ist; wir sehen die

griechische Kultur heute doch eher mit den Augen Jakob Burckhardts als mit denen Goethes und Schillers. — Ist wirklich der Wert der Nachrichten Cäsars über die Germanen „nicht hoch genug anzuschlagen“? (S. 8) — Ein störender Druckfehler S. 82, Mitte: lies Blutadlerritzen.

Gerdes' Geschichte des deutschen Bauernstandes enthält in der neuen, dritten, vielfach im einzelnen verbesserten Auflage zwei neue Kapitel über die Kriegs- und Nachkriegszeit, die das Bild bis zur unmittelbaren Gegenwart abrunden. Ein vorzügliches Buch; die beste kurze Darstellung des Gegenstandes. Zur Ergänzung darf ich wohl auf mein kürzlich erschienenen Buch „Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart“ (Lahr i. B., Schauenburg, 1928) verweisen.

Vorzüglich bewährt hat sich auch Ottos „Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung“ (6), dessen zweites Kapitel, Urzeit und Frühmittelalter, in der Neuauflage nach den tiefdringenden Forschungen Alfons Dopsch's über die wirtschaftlichen Grundlagen der europäischen Kultur sowie über die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit von Grund aus umgestaltet erscheint und damit dem ganzen Buche eine sicherere Grundlage gibt. Neu ist die Fortführung der Geschichte des deutschen Gewerbes bis zur Gegenwart mit einer Übersicht über die wichtigsten Fragen des gewerblichen Mittelstandes. Die Abbildungen (acht Tafeln) sind vorzüglich.

Auch Fehrls Deutsche Feste und Volksbräuche (7) stellen sich in Neuauflage dar und bedürfen keiner besonderen Empfehlung mehr. Das liebenswürdige Büchlein ist eins der besten über den Gegenstand, an dem heute wieder weitere Kreise des ganzen Volkes Anteil nehmen.

Bruiniers „Das deutsche Volkslied“ erlebt bereits die 7. Auflage (8). Sein Ton liegt nicht jedem; wohlthuend aber berührt der feste Glaube an das Fortleben des deutschen Volksliedes, wenn auch die Gegenwart ihm nicht günstig ist; Sport, Lichtspiel, Rundfunk nennt Bruinier als seine Hauptfeinde. Gegenüber der übertriebenen Empfindsamkeit O. Böckels in seiner Neubearbeitung von Vilmars Buch und dessen sonstigen Schriften prüft Bruinier weit strenger, doch dürften weitere Auflagen noch manches schärfer fassen.

Mit ihrer Deutschen Sprach- und Volkskunde wollen Niedlich und Liesigk (9) eine Verbindung der Stoffe des deutschen Kulturunterrichts schaffen, wie

sie die neuen Richtlinien für die deutschen Schulen fordern. Eine Riesenaufgabe, die natürlich nicht auf den ersten Anheb geleistet werden kann. Im Mittelpunkt der neuen Erziehung soll die Schaffung des deutschen Menschen stehen, soweit die Schule diese Aufgabe zu lösen vermag; und der Mensch soll vom Heimat- und Stammesbewußtsein durch das Volks- und Gemeinschaftsbewußtsein zum Menschheitsbewußtsein aufsteigen. Die Sprachlehre — in ihrer alten Aufgabe als Schulung zu sprachlicher Ausdrucksfähigkeit — verliert damit ihre ehemalige Vormachtstellung im deutschen Unterricht; sie ist nur noch ein Zweig der deutschen Kulturkunde. Das Buch bringt darum neben der eigentlichen Sprachlehre, der freilich rund dreiviertel des ganzen Umfangs einge-räumt sind, einen — allzu gedrängten — sechs Seiten langen Abschnitt „Vom deutschen Schrifttum und von der deutschen Sprachgeschichte“ und rund zwanzig Seiten — von denen aber über die Hälfte von Bildern bedeckt werden — zur Volkskunde. Der volkscundliche Teil soll nur Anregungen bieten, da der Ausführung der dahingehenden Forderungen der Richtlinien bis jetzt der Mangel an entsprechend ausgebildeten Lehrern lähmend im Wege steht und selbst die Facharbeitsgemeinschaften so gut wie immer auf dem ihnen vertrauteren sprachlichen Gebiet stecken bleiben. Wenn die Verfasser hier betonen, daß die Eigenart manches Schülers mehr im Griffel als in der Feder zum Ausdruck komme, so ist dem kaum zu widersprechen; verstiegen aber ist es, wenn sie sagen: „Ein Schüler, der auf Grund eigener Arbeit zeichnerisch einem Unkundigen auf wenigen Seiten ein klares Bild etwa über die Entwicklung der Hausformen seiner Heimat zu geben vermag, wird jedenfalls den Forderungen der neuen Richtlinien durchaus entsprechen“. Auch der nächste Abschnitt des Geleitwortes überspannt den Bogen erheblich: „Die deutsche Sprache als ein Kulturausdruck des eigenen Volkes! Damit wird zum Ziel der Sprachlehre: einen Einblick in den eigenen Bau der Sprache zu vermitteln. Darüber hinaus aber muß die eigene Sprache als Ausdruck in den Rahmen der Gesamtkultur gestellt werden. Dazu gehört etwa auch, daß nicht nur das Wesen der einzelnen Sprachen miteinander verglichen wird, sondern daß auch ihr geschichtliches Verhältnis zueinander bekannt ist.“ Wie all diese Ergebnisse bei der neuen Art des Unterrichts, in der Arbeitsschule von den Schülern selbst gefunden werden sollen, — Dinge, an die große Gelehrte Jahrzehnte mühsamster Forschung gewendet haben, —

begegnet zum mindesten starkem Zweifel: entweder bleiben die Bemühungen in den rohesten Anfängen stecken, oder den Schülern wird der Glaube beigebracht, daß sie etwas, worauf sie mit der Nase gestoßen worden sind, tatsächlich selbst gefunden, gar erarbeitet haben, und ein solches Nachsprechen ist doch noch weniger sittlich als das Büffeln früherer Zeiten. Doch mit diesen Bemerkungen wollen wir nicht dem Buche zu nahe treten; der Fehler liegt anderswo. Das Buch selber hat mancherlei Vorzüge, im einzelnen finden sich viele treffende Bemerkungen, auch glückliche Anführungen aus Schriftwerken; ausgezeichnet sind mehrere der Zusammenfassungen, z. B. die auf S. 68, desgl. alle Bilder (wie überhaupt die ganze Ausstattung). Daneben aber auch viel Schiefes, Fragwürdiges, Unhaltbares; so S. 10ff., namentlich was in § 9 über den Empfindungsausdruck der Vokale gesagt ist: da soll i (ähnlich ü) die offenbare Neigung haben, sich unangenehm bemerkbar zu machen, e oft schon unangenehm, das kurze (gemeint ist offenes e) noch unangenehmer sein, o voll offenen Hohnes, „die Doppelselbstaute“ „sämtlich (ihr unreiner Ton!) Ausdruck nicht angenehmer Empfindung“ — paßt so etwas denn auch auf „Lispelt leise süßen Frieden, wiegt das Herz in Kindesruh“, und den Augen dieses Müden schließt des Tages Pforte zu“, auf „Großer Gott, wir loben dich“, auf „stolz und groß und voll wie Glockenton“, auf irgend eins der Chorlieder in Schillers Braut von Messina? Das ei besonders hat es den Verfassern angetan: es ist ihnen „ein durch den Zutritt des i ins Unangenehme gesteigertes helles e“ (sprechen die Verfassen ei in „Zum Reigen herbei im lieblichen Mai“ etwa = äi?) S. 16 oben soll sich „aus dem unbestimmten Geschlechtswort ein das Ersatzwort m-ein, d-ein, s-ein entwickelt“ haben!!! In der Übersichtstafel S. 39 fehlen Fälle wie Arm—Arme, Mutter—Mütter. S. 50 werden „ein berittener Schutzmann, ein Bedienter“ als falsche Bildungen der Umgangssprache gekennzeichnet. Arge Bildermischung in § 59. Althochdeutsches thuidisk erscheint in § 96 regelmäßig als tiuidisk, was nicht etwa Druckfehler ist. In § 97, zweiter Abschnitt, wird die deutsche Sprache zu den anlötenden (agglutinierenden) gerechnet! § 99 wird lat. *do dedt, datum* als Beispiel für den Ablaut angeführt. Nach § 123 würde in griechischem *Architekt* das lat. *tectum* „Dach“ stecken. Usw. usw. Ich habe nur eine kleine Auslese meiner Randbemerkungen gegeben.

Festen wissenschaftlichen Boden fühlen wir unter den Füßen bei Wentschers prächtigem Aufsatz über die deutschen Rufnamen (10); selten noch ist die Namenkunde, die sich ja wachsender Beliebtheit erfreut, so entschieden und mit so gutem Erfolg in den Dienst der Kulturgeschichte gestellt worden. Das Heft kann rückhaltlos empfohlen werden. Zu Einzelausstellungen und -fragen, die ich mir angemerkt habe, fehlt hier der Raum; nur soviel sei vermerkt, daß der Verfasser das Aufkommen der Namen Maria und Karl (S. 6 bzw. 8) doch wohl zu früh ansetzt und sich die Grenze zwischen den Taufnamen im katholischen und protestantischen Bevölkerungsteil nicht fließend genug vorzustellen scheint (S. 15); auch hier möchte ich auf mein oben genanntes Buch verweisen. Ich will die Gelegenheit nicht vorbegehen lassen, hier Alfred Götzes unschätzbaren Aufsatz „Grundsätzliches zur Namenforschung, besonders zu den deutschen Familiennamen“ (Zeitschrift für deutsche Bildung 1928, Heft 7/8, S. 399—417) zu nennen; wird einmal die Geschichte der deutschen Namenforschung geschrieben, so wird ihm ein Ehrenplatz angewiesen werden müssen.

Ein gutes Bild davon, wie es heute im Deutschunterricht drüben „brandet, wie es wogt und Wirbel zieht und alle Wasser aufrührt in der Tiefe“, geben die Beiträge zum Deutschunterricht (11), enthaltend Vorträge und Berichte der Deutschen Woche in Altona (3.-13. Nov. 1926), die kein Deutschlehrer auch im Ausland ungelesen lassen sollte. Es ist kein einziger minderwertiger darunter, und eine Anzahl davon sind hervorragend wertvoll. Hier muß eine Inhaltsangabe genügen und sogar auf die Namen der Verfasser verzichtet werden: Die Aufgaben der deutschen Woche; — Die deutsche Sprache — auch ein Gegenstand deutschen Unterrichts; — Säuberung der Aussprache in der Sexta; — Mehr Sprachkunde — weniger Grammatik; — Wie leite ich meine Klasse zu klarem mündlichem und schriftlichem Ausdruck an? — Gedichtbehandlung; — Aufsatz und Stilübungen in den Mittelklassen; — Heimatkunde im Deutschunterricht; — Deutschkunde (mit ausführlichen Bücherlisten; im geschichtlichen Teil Kloster, Burg, Dom, mittelalterliche Stadt vorzüglich behandelt, für das Dorf dagegen nur ein paar dürftige Hinweise unter „Heimatkunde und Erdkunde“); — Lesebuch oder Lesebuchfreier Unterricht? — Billige Stoffsammlungen; — Klassen- und Hauslektüre auf der Mittelstufe; — Probleme der Klassen- und Hauslektüre im Deutschunter-

richt der Oberstufe; — Die Behandlung der neuesten deutschen Literatur in der Schule; — Arbeitsgemeinschaften; — Philosophische Propädeutik und philosophische Lektüre; — Aus deutscher Prosa; — Lichtwerk und die Erziehung zur Kunstbetrachtung. Es ist besonders anzuerkennen, daß der Verlag diese bedeutende Veröffentlichung zum Selbstkostenpreis abgibt, um der Sache zu dienen.

Von Bergmanns Buch „Deutsches Leben im Lichtkreis der Sprache“ (12) hatte ich mir nach seinen früheren Arbeiten und namentlich nach der vorzüglichen Einführung (Der Plan eines kulturgeschichtlichen Wörterbuchs auf deutschsprachlicher Grundlage) mehr versprochen. Der Plan ist ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen wert, und das Buch enthält auch viel wertvollen Stoff dazu, doch hätte sich damit weit mehr machen lassen. Es scheint überhaupt, als ob das Buch flüchtig gearbeitet sei. So ist S. 24 im gleichen Abschnitt der Name Lauenburg zweimal mit gleichen Worten erklärt; S. 97 finden wir als peinliche Überraschung den Ausdruck sich befänglich; S. 103 „Das Ablegen der Zopftracht ist daher mehr als ein Wechsel der Mode, sondern ein Übergang in ein neues Zeitalter“; vgl. ferner S. 114, Z. 6 v. u., wo *die* statt *der* stehen muß; S. 148 Z. 7 v. u. muß es statt Maria natürlich die Kirche heißen; S. 68 ist der Abschnitt über den Drescher durch eine „Hochzeit“ und eine „Leiche“ völlig unverständlich geworden, und auch sonst fehlt es an genauer Verbesserung vermeidbarer Druckversehen. Auch sachlich regt sich an vielen Orten der Widerspruch; doch kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden. Schade, daß neben bedeutsamen Vorzügen solche Mängel stehen, besonders da der Verlag das Buch hervorragend schön ausgestattet und zu sehr billigem Preis herausgebracht hat.

Laube (13) versucht die Stoffe der Wortkunde, deren Pflege er schon für die unteren Jahrgänge der Volksschule fordert, auf deren Klassen von der dritten bis zur achten zu verteilen, um die Kinder schon früh dazu anzuhalten, mit den Wörtern „eine klare, deutliche, lebendige und gefühlsstarke Vorstellung“ zu verbinden. Das Buch ist mit Liebe, Sorgfalt und Geschick gearbeitet und dürfte weit über die Grenzen der Volksschule hinaus gute Dienste leisten. Die Anzahl der behandelten Wörter berechne ich auf rund zehntausend. Einige kleinere Versehen haben nicht viel auf sich; nur sollte man die armen Seelen im Fegfeuer nicht mit den Verdammten in der Hölle gleichsetzen (S. 12).

Hoschke-Vogelpohls Büchlein (14) flößte mir zunächst Mißtrauen ein, aber das Lesen hat mich angenehm enttäuscht; es ist wirklich ein lebendiges Volks- und Jugendbuch, das in der Form fesselnder Erzählungen und Gespräche wertvolle Belehrung bietet und zum Weiterdenken und -suchen veranlassen kann. Auch hiezulande sollte das Büchlein viele dankbare Leser finden.

Wasserziehers Bücher zur deutschen Sprachpflege haben sich einen stetig wachsenden Leserkreis geschaffen; ich verweise u. a. auf sein ungemein geschicktes ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache „Woher!“ das nun schon in 7. Auflage vorliegt; mehrere andere wie der Führer durch die deutsche Sprache und das Namenbüch-

lein „Hans und Grete“ sind in früheren Jahrgängen stark empfohlen worden. Meisterhaft wußte der Verfasser — er ist am 21. April 1927 gestorben — aus den sprachlichen Dingen das kulturgeschichtlich Bedeutsame herauszuholen und in lichtvoller Form darzustellen, so daß jeder einigermaßen Gebildete es mit Genuß lesen kann. Auch das Bilderbuch (15) bringt, wo man es aufschlägt, eine bunte Fülle von anziehenden und spannenden Plaudereien aus allen Gebieten des Sprachlebens; nach dem Vorschlag des Verfassers blättert man darin, aber ehe man sich versieht, liest man von Aufsatz zu Aufsatz weiter, bis man zum Schluß kommt.

E. C. R.

1 9 2 9

Die neuen

Riesen - Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd **BREMEN** und **EUROPA**

die größten und schnellsten Dampfer nach Deutschland

NEW YORK - BREMEN — 6 TAGE

in regelmäßigem Dienst mit dem COLUMBUS

Ferner ein Quartett von Luxus-Kajütendampfern:

D. BERLIN D. MÜNCHEN D. DRESDEN

D. STUTTGART in wöchentlichem Dienst

Alle Lloyd-Dampfer führen Touristen-Dritte-Kajüte

NORDDEUTSCHER LLOYD

Regelmäßige Abfahrten moderner Passagierdampfer
von San Francisco, Galveston, Boston und Montreal nach
Bremen. Auskunft in jedem Lloyd- oder Reise-Büro

German Adaptation of Gregg Shorthand

A complete exposition of the Gregg system of shorthand. Gregg Shorthand is now taught exclusively in more than 97% of the high schools in the United States that teach shorthand.

The system has also been adapted to the Spanish, French, Italian, Portuguese, and Polish languages.

List Prices—German, French, and Spanish Editions, \$1.50; Other editions, \$1.00.

Send orders to our
nearest office

**THE GREGG
PUBLISHING COMPANY**

New York
Chicago
San Francisco

Boston
Toronto
London

Das Deutsche Echo

The Monthly for your
German Classes.

Subscription price
\$1.00 per year.

ENTER OUR
PRIZE CONTEST.

For Teachers:
A trip to Germany.

For Students:
A \$100 purse and other prizes.

Particulars through the
publishers.

B. Westermann Co.

Incorporated

13 West 46th Street
NEW YORK CITY

THE CENTURY MODERN
LANGUAGE SERIES

FIRST GERMAN BOOK

By

LEONARD BLOOMFIELD, PH. D.
Professor of Germanic Philology at
the University of Chicago

A textbook for beginning classes in German. Presents a series of connected texts written in natural idiomatic German. Lays a foundation for a useful vocabulary by frequent repetition of a few common words and a study of word-formation. Teaches the fundamentals of grammar by examples and exercises instead of by rules. Offers abundant exercise material. The aim throughout the book is to give the pupil a feeling for forms and constructions and a practical vocabulary that will enable him to read ordinary German prose. 12 mo. 350 p., illus. \$1.85

THE CENTURY CO.

353 Fourth Ave., New York City
2126 Prairie Ave., Chicago

*"Gut begonnen ist halb
gewonnen"*

Elementary German

By FREDERICK W. MEISNEST
University of Washington

WITH this textbook, the student gets a good thorough start in the language that will lay a firm foundation for later work. The direct method is employed from the very outset; the student becomes familiar with the look and sound of the language from the first lesson. All important features of the grammar are taken up and excellent exercises give him abundant practice. Excellent reviews are furnished. Beautiful photographs of Germany will increase the student's interest in his work.

Price \$1.48

The Macmillan Company

New York Boston Chicago Dallas
Atlanta San Francisco



Pestalozzis sämtliche Werke

Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgegeben von
Dr. Artur Buchenau Dr. Eduard Spranger
Oberstudiendirektor in Berlin o. Professor an der Universität Berlin
Dr. Hans Stettbacher
a. o. Professor an der Universität Zürich

*

Etwa 20 bis 24 Bände
Jährlich erscheinen etwa 3 bis 4 Bände

Bisher erschienen:

- I. Band, geh. M 10.—, in Leinen geb. M 12.50, in Halbleder geb. M 15.—.
II. Band, geh. M 12.—, in Leinen geb. M 14.50, in Halbleder geb. M 17.—.
III. Band, geh. M 20.—, in Leinen geb. M 22.50, in Halbleder geb. M 25.—.
VIII. Band, geh. M 15.—, in Leinen geb. M 17.50, in Halbleder geb. M 20.—

Diese Pestalozzi-Ausgabe wird für das Pestalozzi-Studium kaum weniger bedeuten, als was dem Goetheforscher die große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken ist, und sie wird, wenn sie einmal vollendet dasteht, für den, der in Pestalozzis Gedankenwelt ganz eindringen will, schlechthin unentbehrlich sein.

Deutsche Schule

Verlangen Sie unseren ausführlichen Prospekt, den wir unter Bezugnahme auf diese Anzeige durch jede Buchhandlung und direkt gern kostenlos liefern.

Pestalozzi-Studien. Herausgegeben von Dr. Artur Buchenau, Oberstudiendirektor in Berlin, Dr. Eduard Spranger, o. Professor an der Universität Berlin, und Dr. Hans Stettbacher, a. o. Professor an der Universität Zürich. Erster Band. Mit 2 Tafeln. Oktav. VI, 166 Seiten. 1927. Geh. M. 8.—

Die Pestalozzi-Studien, die als Ergänzung zur großen Pestalozzi-Ausgabe erscheinen, berichten fortlaufend über die neueste wichtige Pestalozzi-Literatur.

Pädagogik. Ethische Grundlegung und System. Von Max Wentscher. Oktav. XVIII, 386 Seiten. 1926. M. 14.—, geb. M. 16.—. Das geistvolle und abgeklärte Werk . . . Seit Jahrzehnten wurde unserer Literatur kein Werk gegeben, von so überragender Diktion und Geschlossenheit. *Blätter für Schulpraxis.*

Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Von Wilhelm Münch. Dritte, mit der zweiten verbesserten, gleichlautenden Auflage. Mit einem Vorwort von Ad. Matthias, und einem Nachwort von Ed. Spranger. Oktav. XX, 435 Seiten. 1913. M. 6.—, geb. M. 7.—. Diese gediegene Einführung in die Berufsaufgabe der Lehrer an höheren Schulen ist nach dem Tode des Verfassers als unveränderter Abdruck der vorigen Auflage mit einem Vorwort von Ad. Matthias und einem Nachruf von Eduard Spranger herausgegeben worden.

Unser Fachkatalog „*Philosophie-Psychologie-Pädagogik*“ steht kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co. Berlin W. 10,
Genthinerstr. 38